565-37

C. M. Wielands sämmtliche Werke.

Sieben und dreyßigster Band.

Euthanasia.

Wien, 1812.

In Commission bey Anton Doll.

La (6) 565–37

Staatl. Bibliothek Passau

A, Ec

G 2012 / 75

J. Blaschke sc.

Euthanasia.

Drey Gespräche
über
Das Leben nach dem Tode.

Veranlaßt durch
D. J. K. W**ls
Geschichte der wirklichen Erscheinung
seiner Gattinn nach ihrem Tode.

Von
C. M. Wieland.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in * *, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird, und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein Paar Abende allein bey einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreyer Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet und was für beyde Interesse hat, zu unterhalten. Niemahls oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen, Blandinen, Willibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bey ihrem Bruder lebt, und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerinn an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beyden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine aktive Rolle dabey zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor kurzem erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß besitzt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, es Tags darauf, ohne Vorwissen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuschreiben. Eine Freundinn, der sie es zu lesen gab, konnte sich eben so wenig enthalten es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und so gerieth es von einer Freundinn zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abschrieb, und, da er selbst ein Schriftsteller ist, die üble Gewohnheit hat, von allem, was ihn lesenswürdig däucht, gedruckte Abschriften in die Welt zu schicken.

Selmar fand, bey einer seiner nächtlichen Zusammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult seines Freundes liegen. Er nahm es auf, und fand mit einem sichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchstaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Psychologen zu „unpartheyischer Prüfung dargestellte Geschichte „der wirklichen Erscheinung seiner Gattinn nach ihrem Tode" war.

Ich habe dich doch nicht im Lesen gestört, lieber Wilibald? sagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte wie es gelegen hatte.

Wilibald.

Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar.

Findest du es nicht auch sonderbar, daß eine so merkwürdige Geschichtserzählung wie diese so wenig Aufmerksamkeit bey den Psychologen und im großen Publiko überhaupt zu erregen scheint?

Wilibald.

Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar.

Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald.

Das solltest du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W**(s *) gelesen hast.

Selmar.

Ich habe sie gelesen, und wiederhohle eben darum meine vorige Frage.

*) Herr D. W** hat zwar das l, welches der letzte Buchstabe seines Nahmens ist, weggelassen; aber dadurch, wiewohl ohne seine Schuld, Anlaß gegeben, daß mehr als Ein Ehrenmann, dessen Nahme mit einem W anfängt, dadurch in unverdienten Verdacht gekommen ist. Dieses hat uns bewogen, das l (mit welchem es seine völlige Richtigkeit hat) um so unbedenklicher beyzufügen, da das halbe Inkognito des Herrn Doktors dadurch nur wenig gefährdet wird.

Wilibald.

Nun dann, so ist meine Antwort: weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich jemand lebt, der sich weis machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erschienen sey.

Selmar.

So beweise wenigstens Ich mit meiner Person gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben keiner von den leichtgläubigsten, und habe bey weitem den größten Theil der Gespenstergeschichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben gehört und gelesen, immer mit den Mährchen meiner Mutter Gans in einerley Rubrik gestellt; aber unter jenen allen ist auch vielleicht nicht Eine, an welcher ich so auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte als an dieser.

Wilibald.

Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, so begehre ich nicht zu läugnen, daß Herr D. W**l sich wirklich einbilden mag, Erscheinungen von seiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben; aber ob ihm seine Einbildung keinen Streich gespielt, das ist ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus seiner Erzählung noch aus seiner Hypothese von der feinern Körperhülle der Verstorbenen, auf keine Weise überzeugen.

Selmar.

Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannst du, um der Erzählung einer geschehenen Sache Glauben beyzumessen, mehr verlangen, als alles, was du bey dieser vereinigt findest? Der Erzähler ist — wie er selbst mit einer Freymüthigkeit versichert, die das Bewußtseyn voraussetzt, daß niemand der ihn kennt das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, sage ich, „ist ein Gelehrter, der sich durch Schriften über beynahe alle filosofischen Disciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (sagt er) müssen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen hartnäckigen Unglauben an Hexen, Gespenster, Geister u. s. w. geäußert, und, so oft sich etwas dieser Art ereignet haben sollte, nichts angelegner gehabt, als die Sache mit der größten Unerschrockenheit selbst zu untersuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und sich und Andre von der Nichtigkeit solcher Hirngespenster zu überzeugen; und wiewohl der Übermuth, womit er dabey verfahren zu seyn gesteht, sich in seinen männlichen Jahren allmählich gemildert, so habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen, besonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundlosen Unglauben auf der andern Seite, bey jeder Gelegenheit eifrigst entgegen zu wirken." Diesem Karakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erscheinungsgeschichte, die er uns bis auf die kleinsten Umstände darzustellen beflissen ist, einen in solchen Fällen vielleicht beyspiellosen Grad von Muth, Besonnenheit und Vorsichtigkeit gegen alle mögliche Täuschung. Er blieb immer so ganz Herr über

seine Einbildungskraft, hütete sich so sorgfältig vor jeder Überraschung, jedem voreiligem Trugschluß, leistete so treulich alles was von einem zuverlässigen Beobachter gefordert werden kann, daß mir wenigstens keine angebliche Begebenheit dieser Art bekannt ist, wobey derjenige, dem sie begegnet seyn soll, nur halb soviel Behutsamkeit angewandt hätte, um weder von sich selbst noch von Andern betrogen zu werden. Wenn mich nun ein solcher Mann in ganzem Ernst versichert, daß seine verstorbene Ehegattinn, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Versprechen zu Folge, ihm, bey völligem Bewußtseyn daß er mit allen seinen Sinnen wache, bey Nacht und sogar bey hellem Tag erschienen sey und ihn vernehmlich angeredet habe: so muß ich bekennen, ich sehe nicht wie ich ihm meinen Glauben versagen könnte. —

Wilibald.

Nehmlich daß er sichs wachend oder träumend eingebildet, ja! diesen Glauben können wir ihm ohne Beleidigung nicht versagen: aber zu glauben daß die Verstorbene selbst sich ihm in eigner Person wirklich dargestellt habe, dazu finde ich, wie gesagt, in seinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht niemand lebhafter wünschen mag, als ich, sich von der Realität einer solchen Erscheinung überzeugen zu können.

Selmar.

Ich bin sehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannst.

Wilibald.

So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du nöthigst mich in eine Untersuchung einzugehen, womit wir vor der Geisterstunde schwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine.

Da könnte ja Madame W**l dir, Bruder, und uns Andern einen großen Dienst erweisen, wenn sie so artig wäre selbst zu kommen, und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er sie wirklich gesehen habe. Das würde uns ohne weitere Untersuchung auf Ein Mahl aus dem Wunder helfen —

Wilibald.

— oder uns noch zehn Mahl tiefer hinein werfen.

Selmar.

Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, sich eine solche Erscheinung zu wünschen, und getrauten Sich, sie auszuhalten?

Blandine.

Warum nicht? Was sollte ich von einem guten Geiste zu befürchten haben? Zumahl in so guter Gesellschaft —

Wilibald.

— und da die Geister der Verstorbenen, wie der größte aller Geisterseher Swedenborg bezeugt,

sich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar.

Ich denke doch wir würden alle drey große Augen machen, Blandine, wenn wir einen solchen Besuch bekämen, Ihr unglaubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber weil sich doch wohl auf eine solche Gefälligkeit gegen unsre Sinnen von Seiten der sel. Frau Doktorinn keine Rechnung machen läßt, so würdest du mich sehr verbinden, Freund Wilibald, wenn du einsweilen meinem Verstande zu Hülfe kommen, und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wolltest, die du gegen die Erscheinung der W**lschen Gattinn zu machen hast. Alles, was ich mir dabey ausbedinge, ist, daß du dich, da ich kein Filosof von Profession bin, so viel möglich zu mir herablassest, und nichts vorbringest, wozu mehr als Menschenverstand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald.

Du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Also ohne weiters zur Sache, oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Faktum selbst nennt. Die Dame, die dieses sonderbare Duodrama mit ihm spielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenschaften schildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen schleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entschiedene Wassersucht herbeyführte, wie der Herr Doktor als Fysiolog vermuthet hatte, ungeachtet sein damahliger Arzt diese Vermuthung lä-

cherlich fand, und behauptete, „daß eine so starke, „große, robuste und junge Frau in ihren „besten Jahren eher alles andre in der Welt be„kommen könne als die Wassersucht.“ Gleichwohl traf die Vorhersehung des scharfsichtigern Gemahls nur zu bald ein, und wiewohl ein anderer geschickterer Arzt die Wassersucht drey Mahl hob, so mußte doch, da sie zum vierten Mahl wieder kam, auch dieser gestehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunst an dieser hartnäckigen Krankheit scheitern werde. Nun begab sichs, „da der Tod in den beyden letzten Monaten schon ganz unvermeidlich schien,“ daß Herr D. W**l (dessen filosofischer Apathie und jovialischer Fröhlichkeit auch eine so traurige Aussicht nichts anhaben konnte) seine todtkranke Gemahlinn „mehr im Scherz als im „Ernste bat, ihm (wenn es ihr anders mög„lich seyn sollte), auf irgend eine für ihn ganz „untrügliche, völlig überzeugende und be„friedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu „erscheinen; damit er, wiewohl von der Unsterblich„keit der menschlichen Seele als Mensch und „als Christ überzeugt, auch als Filosof von „der lebendigen Fortdauer des menschlichen Geistes „nach diesem Leben auf immer außer allen Zwei„fel gesetzt werden möchte.“ — Die gefällige Frau, wiewohl sie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines solchen Versprechens möglich seyn würde,“ gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feyerlichem Ernst ihr Wort, daß sie ihm wo möglich nach ihrem Tod erscheinen wolle, nahm aber ihr Versprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Filosofen, der ihr so etwas

zumuthete, billig hätten beschämen sollen) *) wieder zurück, und bat ihn sehr ernstlich, sie desselben zu entlassen; entweder weil sie in Geheim befürchtete, daß sie durch ihr gegebnes Wort gezwungen seyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erscheinen, oder weil sie die Erfüllung desselben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein sie loszählen könnne." Dieser entließ sie also ihres Versprechens mit Freuden; und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Jul., erhielt Herr W**l einen Besuch von seiner alten Mutter und der ältesten Tochter seines Bruders. Abends, da sie in der Hinterstube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doktorinn gestorben war, in traulichem Gespräche beysammen saßen, sagte die Mutter auf einmahl: Ich begreife nicht was mit dem Lichte vorgeht; der Wind scheint es beynahe auszulöschen und doch weht draußen kein Lüftchen; das Fenster ist auch zugemacht, und es ist kein Zug auf dem Tische möglich. Ey, sagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafkabinett braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß also doch gehen. — Um sich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doktor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brausenden

*) „Du würdest (sagte sie) doch so lange der ungläubige „Thomas bleiben, bis ich dir handgreifliche Be„weise meiner Gegenwart gabe, welches mir schwer wer„den dürfte. Und gesetzt auch, dieß geschähe wirklich, so „würden dir doch andre Menschen, wenn du es ihnen auch „noch so heilig versichertest, schwerlich Glauben beymessen."

Wind im Schlafkabinett etwas gemerkt zu haben scheint) das Fenster, „konnte aber nicht den geringsten „Luftzug oder auch nur ein sanftes Wehen wahrneh„men; vielmehr schien die ganze Natur zu schlummern, „und vom höchsten Grade der Hitze ermattet dahinge„sunken zu seyn." — Nun, Blandine, was sagst du zu diesem Wunder?

Blandine.

Es ist offenbar, sollt' ich meinen, daß entweder die beyden Frauenzimmer getäuscht wurden, oder das Wehen und Brausen eine Ursache gehabt haben muß.

Selmar.

Eine Ursache allerdings; aber was für eine natürliche Ursache läßt sich hier denken?

Blandine.

Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Ursache, wenn ich sie gleich nicht immer bestimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumahl bey Nacht, etwas sehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Ursache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen seyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beschaffenheit seiner Wohnung aufs genaueste zu beschreiben.

Selmar.

So viel wenigstens sagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafkabinette oder Alkoven ein kleines Fenster in die Stube, worin sie sich befanden, gehe —

Wilibald.

Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine.

Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen, und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald.

Bravo, Schwester! Auch unser Filosof war nicht weniger ungläubig als du, und suchte (wie er versichert) den beyden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, „ohne dabey im Mindesten an etwas Anders zu denken." Die Sache mußte ihm also als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Überdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder ein„trat, aber die Aufmerksamkeit der drey anwesenden „Personen im Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) „noch weniger auf sich zog als Abends zuvor; „wiewohl auch an diesem ersten August kein wehendes „Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren war." — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerksamkeit auf ein so

außer-

außerordentliches, zum zweyten Mahl wiederkommendes Ereigniß, (welche mir weder an den beyden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doktor selbst sehr natürlich scheint) ging Er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafkabinett, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen stünden und den Zug beförderten. Aber alles war zu, und nicht der geringste Zug vorhanden." — Nun erklärte der Herr Doktor dieses ganze Wehen theils für sinnliche Täuschung, theils für etwas sehr Natürliches, weil doch wenigstens die Thür offen stehe; „ohne daß er auch jetzt sich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er sagt) sich einfallen lassen konnte." Ich gestehe, daß ich diese Unmöglichkeit nicht einsehe; im Gegentheil, jeder andre in seiner Lage würde durch eine unfreywillige, aber höchst natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses genöthigt worden seyn, an das ehmahlige Versprechen der kürzlich Verstorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit seiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß Sie ihren Sinn zum zweyten Mahle geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, ist es denn etwas so undenkbares, daß der mehrbesagte unerklärbare Wind eine Art von schonender Anmeldung seyn konnte, wodurch sie ihren Gemahl zu einer künftigen Erscheinung vorbereiten wollte? —

Blandine.

Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit diesem anscheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen seyn könnte.

Selmar.

Lassen Sie hören!

Blandine.

Man hat Beyspiele, daß es muthwillige Spaßvögel giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doktor zu seyn scheint, bey Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattinn, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterinn vorgefallenen Unterredung, auf diese oder jene Art, einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen seyn? — Bey nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen standen, anlegen. Braucht es sodann mehr als einen tüchtigen Blasebalg, um in dem Schlafkabinett so viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anstoßenden Zimmer durch die offenstehende Thür in einige Bewegung gerathen könnten?

Wilibald.

Deine Hypothese läßt sich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen sehen, unsre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Gespenstergeschichte. Am Abende desselben Tages legt sich der Herr Doktor zur Ruhe, kann aber so wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten schlafen, und sieht sich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an seine

„gelehrten Arbeiten, Beschäftigungen und Plane (kurz, „eher an alles andere als an seine selige Frau) zu denken." — Auf diese Weise „war es bey stiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmahl, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher „Sturmwind sich erhob und zuerst zu dem kleinen, „offenstehenden, oben an der Decke befindlichen „Alkovenfensterchen, von dem vordersten Sahl „an der Treppe aus dem Hofe herein, so stark zu „blasen schien —"

Blandine.

Zu Selmar leise. — Merken Sie Sich den Sturmwind, der zu blasen scheint —

Wilibald.

— daß sein Deckbette wirklich in eine starke Bewegung gerieth. „Sein erster Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmahl ein kühles Lüftchen wehe": aber, dieses frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er sein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Gesicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch denselben „aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es „nicht anders war, als ob ihm jemand sein Deckbette „mit Gewalt entreissen wolle." — Demungeachtet ließ sich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas anders als ein wirklicher Sturmwind so unhöflich seyn könne. Ich will doch aufstehen, dacht' er weislich, und die Fenster zumachen. Gesagt gethan! Aber als er zu den Fenstern auf die Straße

hinaus sah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenster auf der hintern Etage zu, und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verspüren. Das scheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu seyn, und dennoch machte es auf den hartglaubigen Mann „nicht den mindesten Eindruck." Er ging ruhig in sein Bette zurück; freylich nicht um zu schlafen, sondern bloß „um seine unterbrochnen „Meditazionen weiter fortzusetzen, ohne „sich vor der Hand um diesen Zufall weiter zu beküm„mern."

Was für eine Vorstellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen sollen? Er hört mitten in der windstillsten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufsteht, um sich genauer zu erkundigen, überzeugt er sich, daß nicht das leiseste Lüftchen geht, und doch fällt ihm nur nicht ein, sich darüber zu verwundern und der Ursache eines so unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikureische **Nil admirari** weit getrieben.

Selmar.

Ich auch; indessen beweiset es mir die erstaunliche Unbefangenheit des Mannes bey dieser Geschichte, und wie wenig diese unerklärbaren Ereignisse auf seine Einbildung wirkten; wie völlig er also in der Verfassung war, die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freyem Geiste zu beobachten.

Wilibald.

Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Filosofus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich, nach so vielem Präambuliren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bey ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff und die stärksten Nerven allzu reitzbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doktors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Dank-

sagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ, und, sobald er sich von der Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen.“

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmahl eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurück kehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte) an, da er doch, kurz zuvor, bey dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doktors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doktor beym Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen bloß vollends aus dem Schlaf kratzte, und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doktor (dessen Imaginazion so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar,“ daß der Mignon der sonst bey jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte er zum Scherz, falls es „ja möglich seyn sollte, daß etwa deine selige Gattinn „ein Späßchen mit dir machen wollte und

„könnte, laut fragen: Wer da? Bist du's, „Hannchen?" — Und so that er!

Blandine.

Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald.

Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsahl hinaus an die Treppe kletterte, ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Sahlthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsahl, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf alles genau gemerkt, und jede Bewegung wahrgenommen haben würde."

Ich muß gestehen, sagte Selmar und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das was er gestehen wollte.

Blandine.

Nicht wahr, daß Hannchen, wenn Sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vor-

fahl hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald.

Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen, und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle, und „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte," lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bey nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche leibhafte Katze gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von allem diesem das wie und warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr

Doktor keine Thür auf- und zugehen hörte und alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchinn vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges bloß deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doktors war nun einmahl aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren „Ursache dieser frappanten Begebenheiten auf die Spur „zu kommen." Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz, richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, „theures Hannchen, sagte er mit leiser „Stimme, so gieb mir deine Gegenwart auf eine

„untrügliche, gewisse, ganz unzweydeu-
„tige Art zu erkennen. Bis itzt muß ich noch der
„unglaubige Thomas bleiben, u. s. w. Offen-
„bare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und
„gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverläs-
„sige Art, wo möglich auf eine handgreifliche;
„mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn soll-
„te, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du
„nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir
„offenbartest oder erschienest."

Blandine.

Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Filosofen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald.

Und so wär' es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulierter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bey der Hand war, und Gewandtheit genug besaß dem Herrn Doktor bey dieser Apostrofe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine.

Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bey dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald.

„Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb alles so still wie vorher.“

Blandine.

Dacht ichs doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben —

Wilibald.

— und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestiert hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possierlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doktors, zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart, sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn, als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und Ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar.

Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doktor, der euch schon durch die bloße so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt Preis giebt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doktor hier um ein Experiment zu thun ist, wobey es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdaurenden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unläugbar, daß er bey diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen Dinge begegnet waren, schrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tisch, um sich früh Morgens desto fester davon überzeugen zu können, daß es keine Täuschung seiner Fantasie gewesen. Sein Eifer hinter die wahre Ursache jener ihm unerklärbaren Ereignisse zu kommen, war so groß, daß er ebenfalls noch in der nehmlichen Nacht einen Versuch mit dem Alkovenfensterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte; es wollte ihm aber eben so wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er sich selbst zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja sogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel seyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber da er nicht einsah,

wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm selbst gesehen zu werden: so giebt er diese Hypothese wieder auf; zumahl da der wunderbare Sturmwind, der ihm beynahe die Bettdecke nahm, und ihm von der Wandseite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Besten haben wollen, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Mensch im Hause etwas von der Sache wußte, theils weil er in seinem Schlafkabinett jede Katze, also noch mehr jeden Menschen draußen auf der Treppe hätte schleichen hören." Da er sich also diese Dinge schlechterdings nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß seine Verstorbene vielleicht daran Theil habe, sich ihm wider seinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar diesem Gedanken ohne die vollständigste Überzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer solchen Erscheinung keinen entschiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten sollen, bey dieser Gelegenheit einen Versuch zu machen, wobey, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald.

Wenn ich mich nicht schämte, daß verständige Leute, wie wir zu seyn glauben, sich länger bey solchen Armseligkeiten aufhalten sollten, so hätte ich noch manches gegen die Abneigung unsers Filosofen, sich die Abenteuer dieser Nacht aus natürlichen Ursachen zu

erklären, einzuwenden. So beweisen z. B. alle vergebliche Versuche, die er angestellt, um noch einmahl einen so hellklingenden Ton aus dem Alkovenfensterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Ähnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Ursache zufälliger Weise eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunst nicht wieder zu bewirken ist, kommen so häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre mehr davon zu sagen. Eben so ist es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienstmagd oder eine andere Person im Hause, ein eben so leises Gehör gehabt haben könnte als der Herr Doktor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er sich etwa mit seiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Jul. und 1. August besprochen; so daß Herr W**l leicht zu rasch urtheilen könnte, da er die Dazwischenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas undenkbares hält. Aber wenn wir auch so gefällig seyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das sel. Hannchen sey selbst der Spaßvogel gewesen, und habe sich wirklich eine kleine, zwar unschuldige, aber etwas kindische Kurzweile mit ihrem ehmaligen Ehekonsorten gemacht; Sie sey es gewesen, die den übernatürlichen Windstoß in seiner Stube und Schlafkammer erregt, und ihm, wie er sich im Bette von der Wand wegkehrte, eiskalt in den — Rücken geblasen habe; Sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und Sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe,

daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständige Spielerey auf meine gewesene Gattinn bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christinn so exemplarisch gelebt und geduldet hatte, und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Karakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar.

Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr D. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberinn der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drey Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge bloß unerklärbar, und wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabey geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinen Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Fakta, wie er sie

aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald.

Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich starken Geist gelten möchte, der durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist, und sich nur auf handgreifliche Beweise ergiebt: so scheint er wohl selbst gefühlt zu haben, wie übel es sich schicken würde, wenn es das Ansehen hätte, als ob er sich durch so zweydeutige Anscheinungen von seinem Unglauben bekehren ließe. Aber giebt er denn nicht durch die feyerliche Anrede an sein Hannchen — selbst indem er sie versichert noch immer der alte Thomas zu seyn — unläugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereyen jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar.

In der That scheint dieß, wenigstens in der Nacht zwischen dem 2. und 3. August, der Fall gewesen zu seyn. Aber schon am folgenden Nachmittag hatte er diese kleine Anwandlung von menschlicher Schwachheit so völlig wieder überwunden, daß er seinen vertrauten Freund, den Advokaten K. aufs positivste versicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anwesenheit seiner Gemahlinn halten: nur unzweydeutigere, untrüglichere, ganz sichere könnten ihn davon überzeugen; Sie müßte ihm NB. in eigner Person erscheinen und mit ihm reden.

Wi-

Wilibald.

Gleichwohl ist aus dem unmittelbar folgenden klar daß er selbst in diesem Augenblick nicht recht wußte was er wollte. Er versichert den Advokaten K. dessen kindische Gespensterfurcht mit der prahlerischen Herzhaftigkeit unsers Filosofen sehr komisch kontrastiert) „daß er „zwar, wie bisher so auch künftig, in allen Fällen vor„sichtig und behutsam, aber auch unerschrocken, mu„thig und entschlossen seyn werde, und daher diesen „Abend in derselben Kammer und in demselben Bette, „worin seine Frau gestorben, ganz ruhig zu schlafen „gedenke, indem er versichert sey, daß ihr Geist „die Erde verlassen habe, um dieselbe „niemahls wieder zu begrüßen. Indessen „sollte ihm doch ihre Erscheinung das größte Vergnü„gen machen, weil dadurch sein Wunsch erfüllt würde, „sich auch als Filosof auf immer von der per„sönlichen Fortdauer unsers Geistes nach dem Tode völ„lig zu überzeugen. Zu fürchten sey da ohnehin nichts, „weil Sie ihm, selbst bey einer handgreiflichen „Erscheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, es „auch nicht vermöchte, da sie (wie er glaubte) „ihm in keiner andern als in Gestalt eines körper„losen Schattens und bloß luftigen We„sens erscheinen könnte *)." „Doch, ich werde (setzt

*) Dieß glaubt er, und besteht doch darauf, daß sie ihm handgreiflich erscheinen müsse, wenn er sich von ihrer Unsterblichkeit als Filosof überzeugen solle! Welch ein Kopf!

„er sogleich hinzu) nichts von dem allen sehen, em„pfinden, erfahren, sondern vortrefflich schlafen, und „bloß im Traume mich sehr angenehm mit der „Verblichenen kindlich unterhalten, nur „im Traume sie erblicken und vielleicht gar um„armen; nur auf diese Art wird sie mir erscheinen; „sonst glaube ich an keine andere Wiedererscheinung, „auf die ich gewiß ewig vergeblich warten müßte." Die Erfahrung rechtfertigte seine Voraussehung: er schlief in Hannchens Sterbebette so gut wie er seit langer Zeit nicht geschlafen hatte; auch erschien sie ihm im Traume (was sie seit ihrem Tode fast alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er sich ausdruckt) durch freundschaftlichen Umgang ihre liebevolle Gesinnung gegen ihn. Eben dasselbe wiederfuhr ihm auch in der folgenden Nacht; er schlief „bloß im lieblichen Traume mit der Verstorbenen auf „die angenehmste Art beschäftigt," ungestört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meinen, Herr W**l, so überzeugt als er ist, daß seine Frau ihm auf keine andre Art als im Traume erscheinen könne, und bey seiner mehrmahligen Entschließung ruhig zuzuwarten, bis sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreiflichen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man, sage ich, nicht meinen, er werde sich nun, mit der außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich so viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinne schlagen, sich den Kopf nicht vergebens „auf seinem Sofa mit ernsthaften Nachdenken darüber" zerbrechen, und sich dadurch recht geflissentlich in dem ewigen Schwanken zwischen einem Glauben und einem Unglauben, die einander immer wechselsweise ein dementi geben, zu

erhalten suchen? Aber theils sein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, sein tägliches Brot (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, sich zu erkundigen was in der letzten Nacht vorgegangen und ihm mit seinem unermüdlichen Deraisonnieren den Kopf zu verwüsten, lassen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drey Nächte hinter einander in Hannchens „Bette vortrefflich geschlafen, ohne (außer den bloßen Traumbildern von der angenehmsten „Art) durch irgend etwas gestört worden zu seyn," es endlich mit ihm zu neuen Erscheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloßes Kinderspiel sind?

Blandine.

Wirklich? Du erregst meine ganze Neugier, Bruder. Ich gestehe meine Schwachheit; nächst einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübsche Gespenstergeschichte, zumahl wenn sie mir die Haare ein wenig zu Berge stehen macht.

Wilibald.

So gut wird es dir hier schwerlich werden, liebe Blandine. Indessen behandelt doch Herr W**l die Sache ernsthaft genug, um uns zu reitzen, ein wenig genauer nachzusehen, was an der Sache gewesen seyn könnte. Nachdem der Herr Doktor, (wie gesagt) in drey Nächten nichts außerordentliches erfahren noch bemerkt hatte, apostrofiert er seine Verstorbene abermahls in einer Anrede, welche drey Seiten seines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig ist. Man sieht daraus (das gute Hannchen wenigstens müßte

gar zu treuherzig gewesen seyn, wenn sie sich durch seine glatten Reden hätte verleiten lassen es nicht zu merken) daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er versichert sie zwar, als ein Mann der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdauernden Leben ihres Geistes nicht zweifeln wolle, da sie selbst auf ihrem Sterbebette so fest davon überzeugt gewesen sey; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Mensch, noch als Christ, aber leider! „als Filosof bisweilen noch manche Zweifel dagegen unwillkührlich bemerke" u. s. w. Gleichwohl „wolle er sich mit dem erlebten (zu „seiner Überzeugung freylich nicht zu reichenden) „Fakto, „wenn es anders von ihr herrühren sollte," „lieber begnügen, als ihren Geist durch Bitten und „Wünsche beunruhigen, ihm leibhaft und sinnlich wahr„nehmbar zu erscheinen. Er glaube nun auch die Un„möglichkeit der Gewährung eines solchen Wunsches „um so gewisser einzusehen, da er sich versichert halte, „sie würde, wenn es in ihrer Macht stände, solchen „aus Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfüllen, „und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer unaussprech„lichen Ergebenheit geben; zumahl da er nun bereits „drey Nächte in ihrem Sterbebette gelegen, ohne das „Geringste, außer ihrer Erscheinung in seinen Träu„men, bemerkt zu haben." — In dieser Gemüthsverfassung nahm er dann gleichsam auf immer Abschied von ihr, mit der wiederhohlten Versicherung, sie auch nicht durch den leisesten Wunsch wieder in ihrer Se-

ligkeit zu stören. „Jeder Gedanke daran" (so beschloß er seine lange und zärtliche Apostrofe an die sanfte, gute, theure Seele) „soll von jetzt an aus mei„ner Seele ganz und mit männlichem Nachdruck auf „immer verbannt seyn!" Um diesem löblichen Vorsatz desto getreuer bleiben zu können, beschloß er weislich, diese Nacht wieder in seinem eignen Bette vorn im Alkoven zu schlafen, und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieser Veränderung seiner Schlafstätte merken, und nicht etwa irgend ein listiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich spielen könne.

Blandine.

Er scheint also doch selbst auf den Gedanken der Möglichkeit einer solchen leichtfertigen Spukerey gefallen zu seyn.

Wilibald.

Auch schmeichelte er sich, seine Maßregeln so gut genommen zu haben, daß er von dieser Seite ganz sicher seyn könne. Er schlich sich gegen Mitternacht nach seiner gewöhnlichen Schlafstätte, und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringste Geräusch, Schleichen, und dergleichen bemerken zu können."

Blandine.

Begreift Ihr etwas von diesem seltsamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende diese Vorsichts-Maßregeln, dieses stundenlange Lauschen, wozu er nicht die mindeste nähere Aufforde-

rung erhalten? Drey Nächte hatte er ruhig und ungestört in seines Hannchens Sterbebette geschlafen; er durfte also hoffen, daß es auch in den folgenden so seyn würde; warum denn verändert er seine Schlafstätte? Und da er der Verewigten so feyerlich versprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine sinnliche Offenbarung ihres Daseyns ganz und gar zu verbannen: wozu braucht er denn eine Glockenstunde lang ganz Ohr zu seyn, und zu lauschen, wo nicht das Geringste zu erlauschen war?

Wilibald.

Du siehst, Blandine, daß der gute Doktor, Trotz seinem männlichen nachdrücklichen Entschluß und Versprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen „Lauschens überdrüssig und (wie natürlich) verlassen „vom wohlthätigen Schlaf, sich, NB. ohne dabey „unaufmerksam auf irgend etwas vor sei„nem Sahle zu seyn, seinen gelehrten Me„ditazionen überließ: siehe! da kam es ihm, als „er gerade eine höchst interessante Idee „gefaßt hatte, vor, als öffnete sich ganz leise sein „Alkovenfensterchen, welches er (wohl zu merken!) „vorher fest zugeschoben hatte." Sogleich war er leise auf den Füßen, horchte, schlich sich hinaus, und öffnete pfeilschnell die Sahlthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöff-

net, im Hause aber alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn also auch," setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein schlauer „Fuchs herumgeschlichen wäre, (der aber in diesem „Hause gar nicht anzutreffen war) so hätte ich den„selben gewiß auf den knarrenden Treppenstufen be„merken müssen und können."

Blandine.

Da wird also der Verdacht wohl wieder auf dem seligen Hannchen sitzen bleiben?

Wilibald.

Keinesweges! Wenigstens war unser Mann von einem solchen Argwohn weit entfernt. Ich schob, sagt er, mein Fensterchen wieder fest zu, verwahrte es bestens, und dachte: es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß du denselben bemerkt hast, noch jetzt gewahr werden kannst.

Blandine.

Hat man wohl jemahls erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein fest zugeschobenes Fenster aufgeschoben hätte? Was sagen Sie dazu, Selmar?

Selmar.

Ich muß gestehen, mir kommt es unmöglich vor, daß sogar ein heftiger Wind das fest zugeschobene Alkovenfensterchen hätte aufschieben können.

Blandine.

Also Hannchens Geist?

Selmar.

Das begreif' ich eben so wenig als der Doktor — aber —

Wilibald.

So werden wir das Wunder entweder unerklärt lassen, oder unsre Zuflucht, wo nicht zu einem herumschleichenden schlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müssen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hause, worin alle Thüren und Treppen knarren, besser kannte als unser Doktor. Wenigstens wunderts mich, wie der letztere, der sich selbst weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind sey vermögend gewesen das Fensterchen aufzuschieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter gewesen seyn könnte? Wer mit dem angestrengtesten Lauschen und Horchen einen so starken Wind überhören kann, sollte der nicht eben so leicht einen leisen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können?

Blandine.

Man sollt' es meinen.

Wilibald.

Wenn es die Verstorbene war, die das Fensterchen aufschob, so ist (wie Selmar selbst gesteht) schlechterdings nicht abzusehen, was sie damit wollte? Hatte er sich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweydeutige, untrügliche, völlig überzeugende Of=

fenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr ist, hatte er nicht auf alle Ansprüche an dergleichen Erscheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn Sie sich ihm also gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte Sie ein so zweckwidriges Mittel?

Blandine.

Es müßte nur seyn, weil Sie sich vielleicht durch diesen neuen Versuch, der schon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erforderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erscheinung vorbereiten wollte. Ich stelle mir vor, daß es den Verstorbenen mit den neuen ätherischen Leibern, die sich ihnen anbilden sollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherley Versuche und Übungen braucht, bis sie sich desselben nach Willkühr zu bedienen wissen.

Selmar.

Das läßt sich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch seine eigne Theorie von dem subtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdischen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit sich nimmt, auf diese oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald.

Die Theorie, die du im Sinne hast, und die er uns im Verfolg mit seiner gewohnten Redseligkeit vorträgt, scheint damahls nur noch als ein ungebildeter Embryo in seinem Kopfe gelegen zu haben; sonst würde er doch wohl das leise Aufschieben des Fensterchens

eher seinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeschrieben haben. Wie dem aber auch seyn möchte, genug er setzte sich vor, den fatalen Vorfall möglichst zu vergessen, verschwieg ihn sogar seinem Freunde K. absichtlich und „maskierte auch an diesem Abend den Umstand, daß er sein Nachtlager abermahls vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgesuchteste Art," ungeachtet er sich aufs vollkommenste von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend Jemand in oder außer dem Hause ein muthwilliger Streich gespielt werden könne.

Blandine.

Wozu also eine so außerordentliche Vorsicht?

Wilibald.

Vermuthlich glaubte er, man könne in einem solchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte sich wenigstens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauischer Vorsicht und Wachsamkeit habe fehlen lassen, auf alle Weise sicher stellen. Aber alles vergeblich! In der nächstfolgenden Nacht, als er sich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete sich das Fensterchen abermahls ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringste zu bemerken war."

Blandine.

Das war doch wirklich zu arg.

Wilibald.

Und was würdest du nun an seinem Platze gethan haben, Schwester?

Blandine.

Vorausgesetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerschrockenheit und Besonnenheit des Herrn Doktors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelassen zugesehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald.

Man sollte denken, das wäre was jeder gesetzte Mann an seiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weise besitzt Herr Doktor W**l zu aller der Vorsicht und Wachsamkeit, kühnen Entschlossenheit und unerschütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in seinem Buch nicht oft und stark genug anpreisen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewissen Umständen, seinem eigenen Geständniß nach, wie ein Bergstrom unaufhaltsam losbricht. Es ist zu beklagen, daß dieses ungestüme Temperament gerade in diesem Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerksamkeit dem Beobachter so nothwendig gewesen wäre. Anstatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er Halt! und dieß „so laut, daß sein Mignon es hinten hörte und anschlug.“ — Ich war (sind seine eignen Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit sogleich mit allem versehen (womit, sagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bey der Hand hatte) und zur Sahlthür hinaus, untersuchte alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand Nichts.

Selmar.

Aus diesem Benehmen ist, däucht mich, klar, daß Herr W**l, Trotz seiner Überzeugung von der Unmöglichkeit; daß ihm von irgend einem schlauen Fuchs ein loser Streich gespielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fensterchen könnte doch wohl von einem mit Fleisch und Bein bekleideten Gespenste geöffnet worden seyn.

Wilibald.

Aber auch in diesem Fall würde er besser gethan haben, anstatt so laut aufzuschreyen, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an sich zu halten und zu lauschen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des Aufgeschobenen Fensterchens seyn möchten. Jetzt war es Zeit zum lauschen, und da hätte ihm seine gespannte Aufmerksamkeit gute Dienste thun können. Denn wenn der Spuk von einer Person herrührte, die den Herrn Doktor zum Besten haben wollte, so war vorauszusetzen, diese werde ihre Maßregeln so genommen haben, daß sie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um sich den Nachforschungen des geäfften Doktors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette sprang, in seinen Schlafrock schlüpfte, sich mit allem Nöthigen versah, und die Sahlthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die gespannte Aufmersamkeit kam nun zu spät, nachdem er durch den Lärm, den er machte, den behutsamen und behenden Schleicher zu einem schleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine.

Es ist wirklich zu bedauren, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm gespielten künstlichen Betrug zu erklären seyen oder nicht. Denn seine Versicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und sein fester Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner, reichen nicht zu, einem unglaubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem seine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermahls vergeblich gewesen war?

Wilibald.

„Verdrießlich (sagt er) ging ich zur Ruhe, mit „dem festen Vorsatz, nun vollends an nichts „mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu merken, „und in meinem Alkoven übrigens alles ruhig ab„zuwarten, wenn ja irgend einmahl etwas sich er„eignen sollte, welches doch unmöglich von au„ßen herrühren konnte, wenigstens von keinem „Menschen."

Blandine.

Diesen festen Vorsatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er schon mehr als einmahl gefaßt und immer schlecht gehalten. Mir

ist unbegreiflich, wie ein so besonnener Mann nicht wenigstens nach diesem neuesten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrscheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieser Art gesichert hätte. Die Quelle alles Übels war am Ende doch das Alkovenfensterchen. Er hatte es zwar allemahl wieder zugeschoben, so oft es von der unsichtbaren Hand aufgeschoben worden war: aber was hatte das geholfen? An seiner Stelle würde ich den Schieber mit drey oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette was man will, das Fensterchen würde nicht wieder aufgeschoben worden seyn.

Wilibald.

Sehr wahrscheinlich; es sey nun daß ein loser Schelm oder das wohlselige Hannchen dabey im Spiele war. Wenigstens zeigte sichs, daß auch die letztere da sie ihm, in der zweyten Nacht auf diese, sichtbar erschien, nicht anders als durch das aufgeschobene Fensterchen herein kommen konnte.

Blandine.

Sie machte doch endlich Ernst aus der Sache? Das freut mich. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die liebe Dame sich dabey benahm, sie, die ihm bisher schon in Traumbildern von der angenehmsten Art ihre unaussprechliche Ergebenheit so oft bewiesen hatte.

Wilibald.

Vermuthlich brauchte sie zu einer sichtbaren Erscheinung etwas mehr Anstalten. Sie ließ ihn also in

der nächstfolgenden Nacht ungestört, sogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag schlafen. Unser Mann war darüber so vergnügt, „daß er, um sich auf alle „Art zu zerstreuen, sich von seinem Freunde K. in Ge„sellschaft führen ließ.“ Das Mittel schlug an. „Hei„ter, vergnügt und zerstreut (sind die eigenen Worte „des Herrn Doktors) Sorgen und Kummer vergessen, „aber nicht im Geringsten von hitzigen Getränken (die „ich nie liebte) berauscht, sondern seelenvergnügt und „bey vollem Verstande kehrte ich Abends nach Hause, „und sang mir zum Zeitvertreibe Höltys Aufruf zur „Freude: Rosen auf den Weg gestreut und „des Harms vergessen, u. s. w. Nach einem „Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ru„he, ohne an die Vergangenheit zu denken und mich „um irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine.

Hannchen war also damahls, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, schon rein aus seiner Erinnerung weggewischt. Das konnte ihr freylich nicht sehr angenehm seyn. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihm deßwegen ein wenig bey den Ohren gezupft hätte.

Wilibald.

So raschsüchtig war die gute anspruchlose Seele nicht. Höre also was geschah, und erröthe über deine Vorschnelligkeit! Der sorgenfreye Doktor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermahls gelauscht und vergeblich einzuschlafen gestrebt —

Blandine.

Gelauscht? Wozu gelauscht, da er sich um nichts bekümmerte, und nicht an die Vergangenheit, also auch nicht an as schon zwey Mahl wunderbarer Weise geöffnete Alkovenfensterchen dachte, noch an irgend einen im Hause herumschleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerey aufgemacht haben könnte? Was war also hier zu lauschen?

Wilibald.

Wer wird auch einem Filosofen wie Herr W**l so streng auf jedes Wort lauern, und bey allem immer nach dem warum fragen? Genug da er nicht einschlafen konnte, weil er einzuschlafen strebte und sich also in einer mit dem Einschlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, so lauschte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und siehe da, „bey völliger Stille der schweigenden Nacht öffnete sich aufeinmahl sein Fensterchen deutlich *), ein schwacher Strahl erhellte seinen Alkoven etwas, und mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit erblickte er wirklich eine weißlichte Figur in Lebensgröße seiner verewigten Gattinn, die mit sanfter, aber ihm vernehmbarer Stimme sagte: Karl, ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder.!"

Blan-

*) Mit diesem deutlich will er vermuthlich sagen, er habe deutlich gehört wie es aufgeschoben worden.

Blandine.

Bald glaube ich Herr W**l hat wieder eine Ahnung gehabt. Hätte er sein Fensterchen vernagelt, so wäre ihm diese tröstliche Erscheinung nicht geworden.

Wilibald.

In Vergleichung mit den vorigen Äußerungen der Gegenwart seiner Verstorbenen, konnte diese allerdings für sehr bedeutend gelten. Aber unser Mann dem vielleicht (wiewohl er sich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen seyn mochte, begnügte sich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betastung von der Wirklichkeit dieser Gestalt seiner Gattinn überzeugt seyn, und „sprang pfeilschnell auf sie zu: aber noch schneller verschwand sie wie leichter Nebel, als er sie eben umfassen wollte."

Blandine.

Das hätt' ich ihm vorhersagen können.

Selmar.

Gleichwohl begreife ich nicht, wie der Schäker, welchen Herr W**l selbst im Verdacht gehabt zu haben scheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, seine Zauberlaterne ins Spiel zu setzen.

Wilibald.

Ich muß gestehen, der rasche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament

brach schon wieder wie ein Bergstrom los. Ein kaltblütiger besonnener Mann, dem es darum zu thun gewesen wäre, bey dieser Gelegenheit ein Experiment anzustellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Gestalt scharf betrachtet, und da sie sprechen konnte, einige Fragen an sie gethan haben, um zu erfahren, ob sie auch hören könne. Er würde, anstatt Lärm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leisesten Bewegungen gespitzt und besonders auch die Art ihres Verschwindens genau beobachtet haben. Von allem diesem thut unser Filosof nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymfe, fällt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher schon wissen konnte, und ergreift — Nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit voraussetzen, daß die lebensgroße Gestalt einer so ansehnlichen und robusten Frau, wie er uns die seinige durch den Advokaten K. beschreiben ließ, wenn sie durch das kleine Fensterchen hereingeschlüpft kam, weder Fleisch und Bein haben, noch aus irgend einem andern tastbaren Stoffe bestehen konnte. Dieses pfeilschnelle Losspringen auf die Gestalt war also in jeder Hinsicht zweckwidrig und unverständig, auch überdieß seinem so festen Vorsatz, sich, wenn ihm wieder etwas sonderbares begegnen sollte, ganz ruhig zu verhalten, schnurstracks entgegen. Übrigens ist aus seinem weitern Benehmen offenbar, daß, sobald er durch das plötzliche Verschwinden der Gestalt wieder zu einiger Besonnenheit kam, sein erster Gedanke war, der Spuk könnte doch wohl von irgend einem Geiste mit Fleisch und Bein herrühren. Um sich hievon zu überzeugen und den leichtfertigen Kobold, wo mög-

lich, auf der That zu ertappen, „war er sogleich mit der auf dem Kamin versteckten brennenden Laterne und mit den Geräthschaften *) zur Sahlthür hinaus, und untersuchte in Begleitung des Mignons alles genau, mit dem festen Entschluß das äußerste zu wagen, und den vorwitzigen Fuchs seinen Spaß theuer bezahlen zu lassen.“ Aber glücklicher Weise konnte er nicht das Geringste entdecken; alles war und blieb im Hause ruhig.

Blandine.

Das will ich gern glauben. Der Herr Doktor hatte auch dem vorwitzigen Fuchse Zeit genug gelassen sich zurückzuziehen. Wenn ein solcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigstens setzt Herr W**l durch die vorgenommene Visitazion voraus) so müssen wir auch als etwas sich von selbst verstehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden seyn mußten. Keinen sehr weiten Weg mußte also der Fuchs nicht zu schleichen haben, um sich wieder aus dem Staube zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und da-

*) Warum bedient sich Herr D. W**l, dem es sonst auf überflüssige Worte so wenig ankommt, schon wieder dieses allgemeinen und unschicklichen Wortes? Er kann doch in diesem Zusammenhang, schwerlich etwas anders gemeint haben als Stock, Degen, oder Schießgewehr? Warum nennt er sie denn nicht bey ihrem Namen? Man kann solche Waffen allenfalls die Geräthschaften eines Soldaten nennen; aber sind sie darum auch die Geräthschaften eines Gelehrten?

ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt einen so unerschrocknen und hitzigen Mann wie unsern Doktor zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doktors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattinn darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Sekunden verstreichen. Auf den raschen Sprung den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur Eine Sekunde; aber —

Wilibald.

Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doktor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte."

Blandine.

Desto besser für meine Rechnung! Denn du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder ein Paar Sekunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Sekunde erfordert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, sich mit seiner auf dem Kamin versteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen versehen, und die verschloßne Sahlthür aufgemacht hatte: so wird man es schwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich diese Erscheinung zuzuschreiben geneigt bin, sicherlich 20 bis 24 Sekunden Zeit hatte, sich so unbemerkt als sie gekommen war wieder zurückzuziehen.

Wilibald.

Du merkest an dem sanften Kopfschütteln unsers Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt sich ohne genauere Lokalkenntnisse nicht wohl etwas bestimmtes über die hypothetische Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen solchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Mensch, der mit einem so handfesten und entschloßnen Manne wie D. W**l ein so gefährliches Spiel hätte treiben wollen, ein Wagehals von der ersten Größe gewesen seyn. Eine einzige Sekunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen seyn. „Er wäre zuverlässig ein Kind des Todes,“ sagt der Herr Doktor zu sei-

nem Freunde K. „Entwischen sollt er mir und mei-
„nem Hunde bey Gott! nicht! Wenigstens würde
„ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchti-
„gen, festhalten, und (er möchte auch seyn wer er
„nur immer wollte, selbst wenn sie es wären) ihn
„der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß über-
„liefern."

Blandine.

Wie hart wohl die gebührende Strafe seyn dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menschen, der sich gegen die Majestät der Filosofie unsers Doktors so schwer versündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigstens würde sie gegen die Todesstrafe, womit ihm dieser in der ersten Hitze drohte, vermuthlich sehr gelinde ausfallen. Dieß wußte denn auch der Magiker (falls ein solcher im Spiele war) ohne Zweifel sehr wohl, und gegen die Fäuste des Filosofen verließ er sich, denk' ich, auf seine eigenen. Doch, ich bin von Herzen bereitwillig meine Hypothese aufzugeben, weil ihr Herren doch so viele Schwierigkeiten dabey findet. Aber was bleibt uns dann zur Erklärung der wunderbaren Erscheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doktors, wenn man ihr auch alles übrige aufbürden wollte, kann doch wenigstens das Alkovenfensterchen nicht aufgeschoben haben.

Selmar.

Da erwartete ich Sie, Blandine! Es ist klar, daß wir gern oder ungern bekennen müssen, der abgeschiedene Geist der Frau Doktorinn selbst sey der Ur-

heber dieser Erscheinung gewesen. Kein viertes giebt es nicht, wir müßten denn nun den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald.

Das sey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geist des seligen Hannchens —

Blandine.

Das Schlimme ist nur, daß ich dabey noch viel größere Schwierigkeiten sehe, als bey der magischen Laterne. Wenn Hannchens Geist in eigner Person erscheint, so wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabey zugehen, als wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausschlüpft. Ich will sagen: der Geist muß nicht nur in seinem dermahligen Zustande ohne Wunder unter dieser Gestalt erscheinen können, sondern dieß muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geschehen. Ich gestehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die selige Frau das Alkovenfensterchen aufschieben mußte, um ihrem unglaubigen Karl einen Besuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß sie, wenn sie ihm sichtbar werden wollte, einen Körper haben mußte; aber von welcher Komposizion der Körper gewesen seyn kann, in welchem sie sich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätherischer war es nicht, sonst hätte er eben so ungehindert durch die Glasscheiben gehen können als das Licht. War er aus bloßen Düften zusammen geblasen (wie man aus dem Umstand schließen sollte, daß er dem über ihn her stürzenden Dok-

tor wie ein leichter Nebel entschwand) woher kam ihm so viel Kraft, ein wohl verschloßnes Fenster aufzuschieben? Dazu gehört doch schon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; besaß er aber diese, so hätte ihn der Doktor auch betasten können. Wenn er hingegen ein bloßes Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine so lockere Scheingestalt vernehmlich reden konnte? Unser Doktor scheint sich in diesem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verschiedensten Art zusammen spielen müssen, um nur die vier Worte „Karl ich bin unsterblich" vernehmlich auszusprechen. Dieß ist indessen noch nicht alles, was diese Erscheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehmahlige Muttersprache noch nicht vergessen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutschen Patrioten sogar zum Verdienst angerechnet werden: aber, wenn sie denn noch immer deutsch sprechen will, so sollte sie es wenigstens ohne allzuderbe Sprachfehler sprechen. Was für eine barbarische Mundart mag das seyn, worin man sagt: „erst einst werden wir uns wiedersehen." Und wie kann sie das sagen, da sie sich ja in diesem nehmlichen Augenblick wiedersehen?

Selmar.

Die Frau Doktorinn scheint eine Liebhaberinn dieses erst einst gewesen zu seyn; denn sie versicherte ihren Gemahl schon auf dem Sterbebette zu zweyen Mahlen, daß sie sich erst einst wiedersehen würden. Wofern übrigens diese Redensart auch undeutsch wäre, so scheint sie doch einen nicht unbedeutenden Beweis

gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart, deren die Selige sich zwey Mahl auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen seyn sollte.

Blandine.

Bey meiner Art die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sey nichts undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefordert*) gefühlt haben könnte, ihm bey Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist eben so wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doktor wohnt, Zutritt hatte, und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doktorinn und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterinn, so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doktor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in allem diesem nichts unmögliches sehen kann, so mag

*) Wenn er unsern Mann so gut kannte, als er sich selbst in seinem Buche zu erkennen giebt, so braucht dieß Wort keiner nähern Erklärung.

ich mir lieber einbilden, die Sache sey auf diese Weise natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald.

Wie dem auch sey, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bey der Sache. Nachdem er von der vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivität auf sechs ganzen Oktavseiten mittheilt. „Gott! (dachte er) „sollte es möglich seyn, daß du, ewigtheure „Gattinn, wirklich mir erschienen wärst, aus unaus„löschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an mich „gedacht, dich vielleicht in dem reinsten Genusse „der Seligkeit freywillig unterbrochen, auch wider Nei„gung nochmahls dein Jammerthal betreten hättest „und mir wirklich in der einzigen Absicht wieder auf „die überzeugendste Art, die dir vielleicht mög„lich gewesen wäre, erschienen wärest: o wie unaus„sprechlich müßte deine Liebe gegen mich noch jetzt, „und wie gränzenlos müßte sie einst gewesen seyn! „wie hoch müßtest du (um menschlicher Weise zu „reden) bey Gott angeschrieben stehen, da„mit dir vielleicht von ihm oder durch ihn „auf eine unbegreifliche Art dieß vergönnt worden „wäre!" — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrofe im Mund eines Filosofen noch viel unbegreiflicher als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine.

In meinen Augen ist sie das beste Porträt von unserm Doktor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen wie er leibt und lebt.

Wilibald.

Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden) dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bey mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen?" —

Blandine.

Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wilibald.

Wahrscheinlich würde jeder andere sich selbst dieser unbesonnenen Übereilung wegen angeklagt und die bitterste Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, sagt und handelt nicht leicht wie andre Leute. Immer völlig mit sich selbst zufrieden, expostuliert er lieber mit seiner Ewigtheuren, daß sie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an sie zu thun so sehr gewünscht hätte.

Blandine.

Die wünschte ich doch selbst zu hören!

Wilibald.

„Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu fragen „gehabt! sagt er: z. B. wie es dir ginge? Auf wel„chem Planeten, in welcher Sfäre vielleicht dein „Geist schwebt? Ob du wohl auch gar deine beyden, „dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Dia„ne und den ersten schönen Mignon wiederge„funden hättest, oder noch finden würdest, von denen „du so oft in deiner Krankheit träumtest, sie wären auf „deinem Bette herumgehüpft, um dich zu hohlen, „worüber du so sehr erfreut warst? Ob sie also auch „wohl fortlebten?"

Blandine.

Das sagt er wirklich? —

Wilibald.

Und in vollem Ernst, wie es scheint. Aber das Beste ist der Schluß, worauf er seine Hoffnung, daß die holden Geschöpfe wohl noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Solltest du mir jetzt „wirklich erschienen seyn, dann wäre es wohl möglich „anzunehmen, daß unsre ehmahligen Lieblinge „ebenfalls fortlebten."

Blandine.

Die Leute müssen keine Kinder gehabt haben, daß sie eine so zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald.

So scheint es aus allen Umständen. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieser Art — und mache euch

nur auf die häufigen vielleicht aufmerksam, und auf den ewigen Zweykampf zwischen Glauben und Unglauben, oder vielmehr die seltsame Parallele, worin beyde nebeneinander fortlaufen, bis sie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am „Ende ist vielleicht dieß alles bloße Täuschung „meiner Einbildungskraft?" zusammen fließen.

Selmar.

Wir wollen billig seyn, lieben Freunde. Es ist aus dem ganzen Buche, und besonders aus den Unterredungen des Doktors mit seinem Freunde K. ersichtlich, daß er, (außer jedem Vorwurf von Übereilung und Schwäche) nichts so sehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geister- und Gespenster-Sehers zu erscheinen, und für einen leichtglaubigen, mit altvettelischen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorstellungsart befangenen Filister angesehen zu werden. Offenbar ist die Furcht vor einem solchen Verdacht die wahre Ursache, warum er sich das Ansehen zu geben sucht, er selbst glaube nicht an die Realität der gehabten Erscheinungen, wiewohl er sein möglichstes thut, die Leser von derselben zu überzeugen. Überdieß ist es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzustellen, wobey er gegen Täuschung, Übereilung und Trugschlüsse nie zu viel auf seiner Hut seyn kann. Aus dieser zweyfachen Ursache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn sogar da nicht verlassen, wo das Zeugniß seiner eignen Sinne, bey vollem Bewußtseyn, daß er wache, und bey der Überzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache

möglich gewesen sey, ihn, wie es scheint, zum Glauben zwingen sollte.

Wilibald.

Das ist es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unser vermeinter Filosof in einer seltsamen Selbsttäuschung befangen seyn muß. Eines von beyden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er ist gewiß, daß keine Täuschung weder von innen noch außen bey der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben, und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweyten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blößen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattinn, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am „Ende ist dieß alles bloße Täuschung meiner Ein„bildungskraft." — Und doch gleich darauf wieder: „Aber bey Gott! das konnt' es nicht seyn; ich war „vor jener Erscheinung so munter und wach als jetzt, „und so kummerlos und freudenvoll, daß ich „auch mit keiner Sylbe an so etwas dachte, noch „denken konnte; auch hatte ich die vergangenen „Nächte sehr gut geschlafen, folglich konnte ich mich

„aus Schläfrigkeit weder selbst täuschen noch auf „irgend eine Art täuschen lassen. Und gesetzt es hätte „jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so „hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. „mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lich„te, mit Phosphorus und dergleichen, diese, meiner „verewigten Gattinn im Sarge ganz ähnliche, Ge„stalt, in leichtem Schimmer, noch weniger „aber gerade diese vernehmlichen Worte hervorbringen „und so ganz die Stimme meiner Gattinn da„bey nachahmen, am wenigsten aber von mir un„bemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr „war, alles sogleich aufs genaueste untersuchte, oh„ne daß hiebey abermahls der Mignon gebellt hätte. „Also vor Selbsttäuschung bin ich eben so fest gesichert, „als vor fremder Hintergehung." — Und was ist nun das Resultat dieser Überzeugung bey unserm Filosofen? „Doch wollt' ich, sagt er, lieber eines von bey„den, als so etwas mir ganz unbegreifliches anzuneh„men." — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie vieles ist in der Natur, oder, richtiger zu reden, ist denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das unbegreiflichste indessen dürfte doch seyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine sehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgesetzt, daß eine sogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfensterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verständniß mit der mehrbesagten Krankenwärterinn gestanden, ist in der ganzen Erscheinung kein Umstand, der sich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz

natürlich erklären ließe. Denn daß die Einbildungskraft des Doktors, in dem Augenblick da sich ihm eine der Verstorbenen ähnliche Gestalt so unvermuthet darstellte und ihn mit leiser aber vernehmlicher, der Stimme seiner Gattinn ähnlicher Stimme ansprach, so ganz müßig geblieben, und dem Künstler, der beydes hervorbrachte, nicht ein wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der sich auf seine Psychologie so viel zu gute thut, weder sich selbst noch andern weiß machen wollen; zumahl da die ganze Erscheinung so schnell wieder verschwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Ähnlichkeit und das, was seine Einbildung unwillkührlich dazu beytrug, so genau abzumessen. Daß aber jene Voraussetzungen bey dem vorliegenden Fall schlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l seinen Lesern ausführlich und (wie er zu sagen pflegt) handgreiflich, so daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweisen müssen. Übrigens ist noch bemerkenswürdig, daß unser Filosof seiner Besonnenheit bey diesem ganzen Ereigniß so wenig traute, daß er sich selbst sagte: „Schliefe ich „jetzt ein, so würde ich Alles nach einigen Stunden „sicherlich für Täuschung irgend einer Art „halten. Um also recht sicher zu gehen, ist nun das „beste Mittel, munter zu bleiben, ein Pfeifchen an„zuzünden und ein wissenschaftliches Werk zu lesen, „dessen anziehlicher Inhalt mich nicht zum Ein„schlummern kommen läßt. Noch sicherer ist es aber, „ich schreibe auch diesen Vorfall mit Kreide so„gleich auf diesen Tisch."

Blan=

Blandine.

Federn, Tinte und Papier müssen sehr rar bey dem guten Manne seyn, daß er immer mit Kreide auf den Tisch schreibt.

Wilibald.

Er zog nun sogleich am folgenden Morgen bey der Haushälterinn seines Wirthes und den übrigen Personen im Hause Erkundigung ein, ob sie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringste Spur entdecken, daß jemand im Hause von den beyden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wisse. Was kann er aus diesem Umstand schließen? Würde dieß nicht auch der Fall gewesen seyn, wenn eine von den Personen im Hause wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er schließt also nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder Täuschung war ich also eben so sicher als vor Selbsttäuschung." Indem er aber hinzusetzt: „ohne gleichwohl der Wahrheit selbst um einen Schritt näher zu kommen", — so weiß man vollends nicht was man von ihm denken soll. Von welcher Wahrheit ist denn hier die Rede, kann hier die Rede seyn? Doch wohl von keiner andern als der Thatsache, daß sein verstorbenes Hannchen ihm ihr fortdaurendes Leben durch eine förmliche Erscheinung zu wissen gemacht? Von Selbsttäuschung war er, wie er sagt, so sicher dabey als vor fremder Täuschung; was bleibt also übrig als die Wahrheit der gehabten Erscheinung? Wie will er ihr näher kommen als ers schon ist? Er hat die Gestalt der Verstorbenen gesehen; er hat ihre Stimme gehört; sie hat ihn ver-

traulich bey seinem Nahmen genannt, und ihn versichert, daß sie unsterblich sey, und daß sie sich einst wieder sehen würden. Was will er mehr? — Ach! ja, freylich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angestellt habe, um ihm diesen Besuch zu machen. Das ist gar zu viel gefordert — Und doch, wer weiß was für Aufschlüsse er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelassen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigstens nicht, wenn sie ihn von ihrer Unsterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewunderungswürdiger Behutsamkeit und Artigkeit zu Werke, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ohne ihn zu erschrecken. Anfangs machte sie bloß Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie sie sah, daß er nichts darauf gab, und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer bloßen Vermuthung, daß der Wind von Ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte sie ihm schon näher auf den Leib; sie versuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: seine selige Gattinn wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anstatt ihm auf sein grobes Wer da? und die lose Frage, Hannchen bist du's? zu antworten, fuhr sie durch das silberhell klirrende Alkovenfensterchen nach dem Vorsahl hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseyns, des nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes K. ungeachtet, nichts bey ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt

weiter. Ihr Gemahl hatte das vormahls offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie hob es ganz leise wieder auf, und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der ungläubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein Paar Nächte vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermahls auf, und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weiße Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete, und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes Losspringen auf sie augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bey dem Unglaubigen erreicht habe; aber nichts weniger. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine Art von Täuschung dabey habe vorgehen können, beharrte er doch hartnäckig auf der Meinung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht um einen Schritt näher gekommen sey. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt; aber diese treue Gattinn trieb ihre beyspiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bey hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studierstube auf den Sofa, „an „eben der Stelle, wo seine verewigte Gattinn in den „letzten Tagen ihres irdischen Daseyns, bevor sie völ„lig bettlägerig wurde, zu sitzen pflegte, hingelegt."

Hier ruhete er neben seinem Hunde, erst seit einigen Minuten, mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sofa's, und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmahl öffnete sich die Thür leise, und die Verewigte erschien ihm in eben der Gestalt, wie ehedem in der Nacht und wie sie im Sarge aussah, mit demselben weißen Anzug und freundlichen Blick, und sagte ihm leise, doch vernehmlich: „Karl, beruhige dich! Ich bin unsterblich. Mehr „vermag ich nicht dir zu offenbaren. Bis „auf einstiges Wiedersehen lebe wohl!" Mit diesem „Worte verschwand sie vor seinen Augen, als er sich „eben aufrichten und sich ihr nähern wollte; und während dieser Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiedersehen seiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte."

Blandine.

Ich muß gestehen, daß sich das ganze Drama der Erscheinungen der Frau Doktorinn mit dieser Schlußscene auf eine sehr anständige Art endigt. Aber wenn ich sagen soll was ich denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er diese letzte Erscheinung — einem Traum zu danken hatte.

Selmar.

Der Doktor versichert ausdrücklich, daß sie ihm in völlig wachendem Zustande wiederfahren sey —

Wilibald.

Und beruft sich, zum Beweis daß sie unmöglich bloße Täuschung seiner Fantasie habe seyn können, auf seinen Hund, der sich sonst auch getäuscht haben müßte.

Blandine.

Schade daß wir den Hund nicht konstituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuschung hier vorwaltete, so bestand sie bloß darin: daß der Herr Doktor zu wachen vermeinte, da er doch träumte. Im Traum erschien ihm seine Gattinn; im Traum sah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder sollten die Naturkündiger wirklich beweisen können, es sey unmöglich, zu träumen daß man wache und mit offnen Augen sehe und höre, was man bloß im Traum sieht und hört?

Wilibald.

Diese Unmöglichkeit ist keines Wegs zu beweisen, und die Erfahrung streitet für das Gegentheil. Es mag wohl wenige Menschen geben, die diese Erfahrung nicht mehr als einmahl in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts ist natürlicher als daß Herr W**l, indem er auf seinem Sofa die Sieste hielt, unvermerkt einschlummerte, und alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine.

Auf alle Fälle däucht mich diese Art die letzte Erscheinung der Dame W**l zu erklären viel natürlicher als zu glauben, daß Sie solche in eigner Person bewerkstelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte sie nöthig gehabt zur Thür hereinzukommen, da sie wieder unsichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geist, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erscheinen will, verliert sogleich allen Respekt bey mir. Und warum sollte sie nicht vermögen, ihm mehr zu offenbaren als daß sie unsterblich sey? Das sieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freylich sehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter sey als der Zustand der Seelen nach dem Tode, und die also ihre Unwissenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verstecken sucht. Auch möchte ich wohl wissen, warum die selige Frau gerade die Leichengestalt, die sie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukünden? Ich gestehe, daß ich mir kaum etwas Grausenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder sollen wir glauben, diese Gestalt sey dermahlen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht gestanden, sich ihm in einer tröstlichern darzustellen?

Wilibald.

Ich bin deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doktors Platz gewesen, so würde mich eine solche Erscheinung, wenn ich sie für mehr als einen Traum

gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um so sonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß Er, der sich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge gesträubt hatte, gerade bey dieser Erscheinung, die ihn am meisten hätte befremden sollen, nicht den mindesten Zweifel äußert. Es wird aber sogleich begreiflich, sobald man weiß, daß er inzwischen seine Hypothese über den subtilen Körper, der mit dem Geiste als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt ist, so weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er sich nun die Sache vor der Hand (wie er sagt) recht gut erklären kann. Freylich gewinnt das Faktum selbst dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß, und, aufs gelindeste zu urtheilen, höchst unwahrscheinlich, daß die selige Frau ihrem gewesenen Ehegemahl wirklich erschienen sey, oder bestimmter zu reden, daß sie alle die seltsamen Ereignisse, (von dem Sturmwind bey ruhiger Luft bis zu der Erscheinung bey hellem Tage) in selbsteigner Person gewirkt habe; aber Herr W**l wenigstens scheint hierüber, seitdem er sich vermittelst seiner Hypothese alles Geschehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünscht aber nun desto eifriger, daß diese ihm äußerst wichtig scheinende Sache auch von der ganzen Menschheit dafür anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Psychologen „und Anthropologen, Metafysiker, Filosofen, Welt- „und Menschenkenner, Denker und wahrheitliebende „Menschen, ihm nicht allein ihr ganz unpartheyisches,

„reiflich überlegtes, auf sichere Gründe gestütztes Ur„theil über dieses sonderbare Faktum, son„dern auch möglichste Aufklärung und freundschaftliche „Belehrung darüber unumwunden *) mitzuthei„len." — Es geht noch weiter: er hofft und erwartet sogar, daß „der Menschheit wohlwollende Für„sten und Regenten aller Art ihren hierzu fä„higen Unterthanen, vorzüglich den Professoren, „die Anstellung ähnlicher Experimente ge„wiß zur Pflicht machen werden," und zweifelt um so weniger, daß diese zu Erfüllung derselben sich um so williger finden lassen werden, da hiedurch die Richtigkeit seiner Erzählung am ersten, besten, strengsten und zweckmäßigsten geprüft und erkannt werden könne.

Blandine.

Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wohl unter der Anstellung ähnlicher Experimente versteht?

*) Herr D. W**l setzt in seiner pleonastischen Manier noch hinzu: „ohne Eingenommenheit für und wider diese Fak„ta, für und wider mich selbst, auf eine der Sache an„gemessene, vorsichtige, behutsame und humane Art, oh„ne Groll, Bitterkeit, Verläumdung, u. s. w." — Wozu alle diese Forderungen und Bedingungen? Die Filosofen, Welt- und Menschenkenner u. s. w. werden, ohne sein Erinnern, schon wissen was sie zu thun haben; und wie wenige sind unter ihnen; bey denen die geringste Partheylichkeit, geschweige unlautere Absichten oder gehässige Leidenschaften nur denkbar seyn könnten?

Wilibald.

Da fragst du mich mehr als ich selbst weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verstehe noch begreife, was der gute Mann damit sagen will. So viel ich einsehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erscheinung seiner Gattinn nach ihrem Tode hält, noch das, was er selbst dabey gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinn des Wortes nennen. Verdiente es aber auch diese Benennung, so sehe ich nicht, wie in einer Sache dieser Art durch die von andern dazu geschickten Personen angestellten Experimente die Richtigkeit seiner Erzählung am besten und strengsten geprüft und erkannt werden könnte. Gesetzt, hundert, ja tausend Psychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten oder Freunden eine solche Abrede getroffen wie Herr W**l mit seinem Hannchen, und die Zusage derselben, ihren besagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erscheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: so würde und könnte kein vernünftiger Mensch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit seiner Erzählung herleiten. Denn was Zehentausend andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet seyn. Auch kann Herr D. W**l sicher darauf rechnen, daß ihm alle Filosofen, denen er ein ähnliches Experiment ansinnen will, ins Gesicht lachen, und ihn fragen werden: wie er habe vergessen können, daß zu Anstellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desselben allein möglich ist, völlig in unsrer Gewalt

sey? Wie sollten es aber die Filosofen anfangen, um einen Geist zum Erscheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine.

Herr W**l muß sich aber doch etwas dabey gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er so ernstlich dringt, die Wahrheit seiner Erzählung geprüft werden könne?

Wilibald.

Wenigstens müßte er in dem Augenblick, da ihm diese seltsame Behauptung entfuhr, schon wieder vergessen haben, daß er unmittelbar vorher gesagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwissender oder—" (was dieser Strich bedeute ist leicht zu errathen) „könn„te die Reinheit meiner Absicht und die aufrichtige „Wahrheitsliebe, die Zuverlässigkeit meiner Erzäh„lung des erlebten und hier dargestellten Faktums „verkennen, bezweifeln, sich in Vermu„thungen, Andichtungen und Anschwärzungen ver„lieren."

Blandine.

Ey, ey! wie würde es uns beyden ergehen, Bruder, wenn dieser Mann, der einen so handfesten Glauben an sich selbst hat, jemahls erfahren sollte, was für profane Gedanken das Faktum, das ihm in einem so hohen Licht erscheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch seyn, der die bloße unschuldige Vermuthung, daß er ohne sei-

ne Schuld getäuscht worden seyn könnte, mit Anschwärzungen in dieselbe Reihe stellt?

Wilibald.

Unglücklicher Weise glaubt der Mann, seine Ehre sey so stark bey dieser Sache interessiert, daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbsttäuschung auf ihm ersitzen bliebe, „vor aller Welt beschimpft „und mit hoher Indignazion von allen Wahrheit lie„benden und rechtschaffnen Menschen belegt werden „müßte."

Selmar.

Dieß könnte höchstens der Fall seyn, wenn ihm bewiesen werden könnte, daß er, aus welcher Absicht es auch seyn möchte, die ganze Erscheinungsgeschichte erdichtet habe. Aber vor dieser Gefahr ist er, dünkt mich, sicher. Möchte er vor der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von seiner eigenen Fantasie getäuscht worden, eben so sicher seyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieser Wunderdinge meinen ehmahligen Glauben sehr geschwächt hat.

Wilibald.

Wie sollte sie auch nicht, da der gute Doktor selbst seiner Sache so wenig gewiß ist, daß er, — sogar nachdem er von der Bewahrheitung dieser Gespenstergeschichte als von einer dem ganzen menschlichen Geschlecht äußerst wichtigen Angelegenheit gesprochen und alle Regenten aufgefordert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite seines Buchs noch immer als einen möglichen Fall voraussetzt, das Ganze könnte als Täuschung verworfen

werden müssen. Dieß sagt er ausdrücklich, und spricht gleichwohl noch auf dem nehmlichen Blatte von mehrmahligen Warnungen, die er von seiner verewigten Gattinn erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen Statt gefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von Ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Fantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonistischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang, und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Daseyn und der Nähe seiner Gattinn erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder wofern er seine Ursachen hat damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmahlen er erkannt habe, daß sie wirklich von Ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommenung er sich so sehr interessiert, auf alle Fälle mehr dabey gewonnen, als bey seinen mühsamen Experimenten mit dem Alkovenfensterchen.

Blandine.

Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Gespensterstunde beynahe vorüber ist?

Wilibald.

Wir haben also dem guten Doktor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht sehr langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr als ich von dem größern Theile seines Buches rühmen kann.

Selmar.

Indessen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bey dir bedanken oder über dich beklagen soll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt, und mich aus dem Vortheil gesetzt hast, wenigstens Eine Geistererscheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entschiedensten Gegner aller Geister- und Gespenster-Geschichten nach dem hartnäckigsten Widerstand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald.

Wenn dieser Verlust dein größter Kummer ist, lieber Selmar, so habe ich dir zwey oder drey wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**ische, mitzutheilen, die dich reichlich dafür entschädigen werden. Sie sollen dir auf unsre nächste Zusammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute ist genug.

Euthanasia.

Zweytes Gespräch.

Das nächste Mahl, da die beyden Freunde wieder zusammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. Ich berge nicht, sagte er, daß ich noch stark an der Meinung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen, ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beygebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig zu hören, wie du die Erwartung, in welche dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend seyn wirst.

Wilibald.

Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt noch dahin gestellt seyn lassen wollen. Ich versprach dir nur ein Paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode seyn sollten, als die W**lsche; und ich denke dir Wort zu halten. In beyden Geschichten spielt der bekannte Schwedische Bergrath Sweden-

borg die Hauprolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreyßig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen, da mir die nähern Umstände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen nahmentlich hätte berufen können, würde ich ihrer schwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in diesen Tagen ganz unverhofft auf einen Gewährsmann gestoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigstens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es ist kein geringerer als der Verfasser der Souvenirs de vingt ans de sejur à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, u. s. w. der diese Anekdoten, so wie er sie unmittelbar aus dem Munde der zunächst dabey betroffnen Personen erhalten hatte, dem zweyten Bande des besagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairiere de Suede, einverleibt hat. Herr Thiebault hatte, so wie mehrere damahlige Gelehrte seiner Nazion, während des Aufenthalts dieser Königinn zu Berlin öfters die Ehre von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreyen Abendgesellschaften gezogen zu werden. Bey einer solchen Gelegenheit begab sichs, daß die Rede auf den damahls viel besprochnen Geisterseher Swedenborg fiel. Thiebault und sein Kollege Merian wünschten zu wissen, was die Königinn von diesem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiebault folgende Anekdote, die er von dem damahls noch lebenden Preußischen Kammerherrn und gewesenen Minister in Hol-

land und Frankreich, Baron von Ammon (der Französische Autor nennt ihn d'Hamon *) unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieses Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als Holländischer Gesandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schwester des besagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche sie an ihren verstorbenen Gemahl noch zu fodern hätte. Die Dame glaubte gewiß zu seyn, daß diese Rechnung bey Lebzeiten ihres Mannes schon bezahlt worden, konnte aber unglücklicher Weise die Quittung nirgends finden, und würde sich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt gesehen haben, noch einmahl zu zahlen. In dieser Verlegenheit rieth man ihr, sich an Swedenborg zu wenden, der, vermittelst seines freyen Umgangs mit den Verstorbenen, Gelegenheit finden würde, sich bey ihrem Gemahl selbst nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg versprach sein Bestes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verstorbene Gesandte habe die Quittung wirklich an dem „und dem Tage, zu der und der Stunde in seinem

*) Es ist eine seltsame Eigenheit beynahe aller Franzosen, daß es ihnen so schwer fällt, ausländische Geschlechtsnahmen unverfälscht zu lassen. Herr Thiebault hat sich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von diesem tic nicht los machen können. So schreibt er (um nur einige Beyspiele anzuführen) durchgängig, Splickgerb, Schaffkotsch, Kap-hensk, Fink-Einstein, statt Splittgerber, Schafgotsch, Kapphengst, Finkenstein.

„Kabinett empfangen, als er eben den und den Arti„kel in Beyle's Wörterbuche gelesen; und da „er gleich darauf durch ein anderes Geschäft unterbro„chen worden, habe er die Quittung, zum Zeichen „wie weit er im Lesen gekommen, in dem Buche lie„gen lassen." Und hier fand sie sich denn auch wirklich, in dem angegebnen Theil und auf der angegebnen Seite. Die Königinn (so fährt Herr Thiebault in seiner Erzählung fort) sagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiebault so eben erwähnt habe, sey eine von denen, die auch Ihr erzählt worden und die Ihr am meisten aufgefallen, ohne daß Sie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen gesucht hätte, da Sie wenig geneigt sey an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indessen habe Sie doch den Bergrath Swedenborg, den Sie von Person kenne, auf eine Probe stellen wollen. Wie er sich also eines Abends bey ihrer Cour eingefunden, habe Sie ihn auf die Seite genommen und ihn ersucht, er möchte ihren verstorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo Sie ihn vor ihrer Abreise nach Stockholm gesehen, gesagt habe? — Der Gegenstand dieser Frage sey so beschaffen, daß der Prinz unmöglich das, was es Ihr gesagt, irgend einer andern Person habe wiedersagen können; und eben so wenig habe es Ihr selbst einfallen können, mit irgend jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da Sie eben beym Spiel gesessen, und habe Sie um eine besondere Audienz gebeten, worauf Sie ihm zur Antwort gegeben: er könne ihr vor jedermann sagen was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert:

das, was er Ihr wiederzusagen gekommen sey, lasse keine Zeugen zu. Diese Antwort habe sie gleich sehr unruhig gemacht; Sie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben, und den hier gegenwärtigen Schwedischen Reichsrath von Schwerin ersucht mit ihr zu kommen. Sie habe sich darauf in ein anderes Zimmer, wo sonst niemand gewesen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür gestellt, und sey mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann gesagt habe: „Gnädigste Königinn, „Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem hochsel. Prin„zen von Preußen das letzte Lebewohl zu Charlotten„burg gesagt, an dem und dem Tag, in der und der „Stunde Nachmittags; wie Sie darauf über die lange „Gallerie des Schlosses gingen, begegneten Sie ihm „wieder, und da nahm Er Sie bey der Hand, führte „Sie an dieses und dieses Fenster, wo er von niemand „als von Ihnen gehört werden konnte, und sagte Ih„nen folgende Worte: —"— „Die Königinn (fährt Herr Thiebault in seiner Erzählung fort) theilte uns diese Worte nicht mit, versicherte aber, es wären eben dieselben gewesen die ihr Bruder zu ihr gesprochen, und die Sie sicherlich nicht vergessen habe; Sie setzte hinzu, es wäre ihr in selbem Augenblick beynahe übel geworden; auch forderte Sie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der sich begnügte in seinem gewöhnlichen lakonischen Stil zu sagen: Madame, das alles ist wahr, wenigstens in dem was mich betrifft."— Hier, lieber Selmar, hast du nun meine Anekdote aus der Geisterwelt, und ich hoffe du wirst gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame wie die ehmahlige Königinn Ulrike, welche die Sache als Ihr Selbst

begegnet bezeugt, und eines Mannes wie Thiebault, der sie unmittelbar aus dem Munde der Königinn der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar.

Bey Gott! das ist eine erstaunliche Geschichte —

Blandine.

In der That etwas ganz unglaubliches, wenn es nicht von so unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald.

Das Schönste an der Sache ist, daß, wenn auch an allen den Geister- und Gespenster-Historien, wovon alle Lande und alle Spinnstuben der Welt voll sind, sammt und sonders kein wahres Wort wäre, nur diese einzige Erzählung der Königinn Ulrike in ihren wesentlichsten Umständen auf einer wirklich geschehenen Thatsache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdaurenden Persönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben, und alle Experimente, wozu Herr D. W. die gesammte filosofische Innung auffordert, überflüssig zu machen. Swedenborg, ein angesehener und begüterter Schwedischer Edelmann, ein Mathematiker, Naturforscher und Mineralog von Profession, der sich in diesen Fächern einen Nahmen gemacht und in den ersten funfzig Jahren seines Lebens immer für einen sehr vernünftigen Mann gehalten worden war, versichert, daß ihm durch Gottes besondere Vergünstigung die unsichtbare Welt aufgethan worden sey, und daß er, unter andern, auch die verstorbenen Menschen, in derselben Gestalt worin

sie sich bey Leibesleben gezeigt, im Reich der Geister auffinden und sich von Angesicht zu Angesicht mit ihnen besprechen könne. Diesem Manne trägt seine Königinn (um ihn auf eine Probe, bey welcher ihr kein Betrug möglich schien, zu stellen) auf, ihren verstorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr selbst und dem Verstorbenen keine Seele wissen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und sagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umstände des Orts und der Zeit, was Sie zu wissen verlangte. Er mußte es also nothwendig von dem Verstorbenen selbst vernommen haben: Er hatte ihn folglich gesehen und gesprochen: der Verstorbene lebte also noch in einer für uns andern unsichtbaren Welt fort, erinnerte sich noch genau der besondersten Umstände seines vorigen Lebens, und hatte folglich seine ganze Persönlichkeit behalten. Alles dieß ist gewiß und unläugbar, wofern es die Erzählung der Königinn ist. Was können wir, billiger Weise, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wissen verlangen?

Blandine.

Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmahl so viel davon weiß noch gar viel mehr wissen möchte.

Selmar.

Dazu könnten also doch wohl die von D. W**l anempfohlnen Experimente dienlich seyn?

Wilibald.

Es ging einmahl (ich erinnere mich nicht vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem

Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachsen sey. Gelehrte aller Arten, Theologen, Filologen, Naturforscher, Ärzte und Chemiker beeiferten sich in die Wette dieses Wunder zu erklären; es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gestritten; eine Hypothese verdrängte die andere, und der Knoten wurde immer verwickelter, je mehr Hände sich mit seiner Auflösung beschäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer schlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Filolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohl gethan gewesen wäre, bevor man sich mit Erklärung des goldnen Zahns so viele Mühe gegeben, dem wirklichen Daseyn desselben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand sich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachsen seyn sollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Ursach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein so natürlicher Zahn war, als alle übrigen. — Wäre es nicht auch von uns wohl gethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nord-West-Einfahrt in die Geisterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwägung nähmen, ob es mit der Anekdote selbst richtig sey?

Selmar.

Könnte eine so respektable Garantie noch einen Zweifel zulassen?

Wilibald.

Wenigstens scheint die Königinn selbst, welche dieses wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglau

ben nicht dadurch geheilt worden zu seyn. „Tausend „Dinge, sagte Sie zu den Herren Thiebault und Merian, scheinen übernatürlich und sind uns unerklärbar, weil wir nur die Resultate derselben kennen; und „Personen von Verstand, die das Wunderbare lieben, profitieren davon, um sich in einen außerordentlichen Ruf zu setzen. Herr Swedenborg war ein „gelehrter und in seinem Fache sehr geschickter Mann; „auch hat er immer für einen rechtschaffnen Mann gegolten; ich begreife nicht wie er dazu gekommen ist, „etwas zu wissen was niemand hätte wissen sollen; „aber demungeachtet glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit meinem verstorbenen Bruder gehabt „habe." — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben so wenig als die Königinn.

Blandine.

Was sagt denn Herr Thiebault dazu?

Wilibald.

Kein Wort.

Blandine.

Das ist der kürzeste Weg aus der Sache zu kommen.

Wilibald.

Vermuthlich denkt er eben so davon wie die Königinn.

Blandine.

Am Ende könnten Ihre Majestät leicht eine sehr gute Ursache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn Sie die ganze Anekdote aus dem Stegreif bloß darum erdichtet hätte, um die beyden Filosofen, die sich so ernstlich nach ihrer Meinung von einem Geisterseher erkundigten, zum Besten zu haben.

Selmar.

Welch ein Einfall! Fast sollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königinn Stelle fähig gewesen, der Filosofie einen solchen Streich zu spielen.

Blandine.

Ich würde, wie es scheint, wenig damit über sie gewonnen haben.

Wilibald.

So wenig als über den gemeinen Menschenverstand, der, ungeachtet des unauslöschlichen Hangs der Menschheit zum Wunderbaren, und Trotz der Millionen Zauber- und Geister-Mährchen, die seit Jahrtausenden aus einem Mund in den andern übergegangen sind, dennoch immer unverrückt seinem Glauben an die Natur treu geblieben ist. Bey allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen unsers Lebens erwarten wir immnr, daß alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zau-

berinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Thessalier so sicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am Himmel zu sehen seyn werde; und seit undenklichen Zeiten hat noch niemand, wenn er einen Palast oder Tempel, oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloßen Schlag mit seinem Stab, oder mit einem einzigen Wort, alle sieben Wunder der Welt aus Nichts hervorgehen lassen kann: sondern man stellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. an, wiewohl sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im Persischen Mährchen in wenigen Minuten. Eben so ist es auch mit den Erzählungen von Spukereyen und Erscheinungen verstorbener Menschen. Es giebt keine Stadt, kein Dorf, kein ehmahliges Mönchs- oder Nonnen-Kloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt, von den höchsten Klassen bis zu den niedrigsten, eine Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ists, diejenigen, die in selbsteigner Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bey weitem die kleinste Zahl aus; hingegen betheuren alle übrigen, ihr Mährchen von vollkommen glaubwürdigen Augen oder Ohren-Zeugen empfangen zu haben! und wäre dieß, so müßte die Zahl derer, welchen solche Dinge begegnet wären, unendlich groß seyn. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich zweydeu-

tiger auszudrücken, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten: müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns wohnen und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt seyn, und einen sehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer seyn, als ob unsre Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir itzt thun, aber schwerlich thun würden, wenn wir sie *unter ihren Augen* zu thun glaubten? Dieß ist aber lange noch nicht alles. Wenn es wahr wäre, daß schon so viele Millionen Menschen sich nach ihrem Tode hätten *sehen* lassen: so müßte das, was *Swedenborg* für ein besonderes, ihm allein von Gott verliehenes *Vorrecht* hielt (die Gabe die Verstorbenen zu sehen, mit ihnen zu reden, und, nach ihrem und unsern Belieben, Umgang mit ihnen zu pflegen) *allen Menschen gemein* seyn. Denn da uns kein Verstorbener *sichtbar* werden kann, wofern er nicht einen *organischen Körper* hat, der, wie fein auch der Grundstoff seyn mag, *dicht genug* ist, um von menschlichen Augen deutlich gesehen zu werden: so ist klar, daß z. B. der verstorbene *Cajus*, wofern er z. B von *mir* gesehen werden kann, allen *andern*, welche Augen zu sehen haben, eben so sichtbar seyn muß als mir. Und da er mir nur vermittelst eines organischen Körpers, der der *seinige*, d. i. ein

mit seiner Seele innigst vereinigtes Organ derselben, ist, sichtbar werden konnte: so ist nicht weniger klar, daß er immer mit diesem seinem Körper vereinigt bleiben, und also immer in dem Falle seyn muß, von Jedermann gesehen werden zu können.

Blandine.

Es wäre denn, daß er sich vorsetzlich verstecken wollte.

Wilibald.

Das mag er thun! Alle die Milliarden Verstorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt sind, können oder werden sich doch nicht immer, wie die Maulwürfe, in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter Tausend vorgeblichen Geistererscheinungen auch nur eine wahr wäre, noch immer eine ansehnliche Zahl von Verstorbenen herauskäme, welche vermittelst ihres Körpers sichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder funfzig oder noch weniger, so ist nicht abzusehen, warum sie allein ausschließlich mit Patentkörpern, so zu sagen, begabt seyn sollten, die zur Sichtbarkeit besonders privilegiert wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur seit den nächsten 6000 Jahren verstorbene Menschen mit sichtbaren Körpern versehen sind, so muß unser Planet, außer den tausend Millionen lebender Menschen, die (nach den Regeln der politischen Rechenkunst) sich dermahlen auf seiner Oberfläche befinden, wenigstens noch mit zwey bis drey hundert tausend Millionen sichtbarer Verstor-

bener bevölkert seyn, so daß auf Einen sichtbaren Lebenden wenigstens zweyhundert und funfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch wahrlich! beynahe so viel als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Äther gewebt, kann nicht ohne eine seiner Natur angemessenen Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiedenen Luft- und Gas-Arten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fort leben, läßt sich dieß noch weniger bestimmen: aber soviel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200 000′ 000 000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000′ 000 000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigsten Subsistenz erforderlich ist.

Blandine.

Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Ärzten so viel aufzurathen geben, besonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menschen hinsterben wie die Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob nicht die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer so ungeheuern Masse von Verstorbenen zu theilen, der

wahre Grund ist, warum die Dauer des menschlichen Lebens von einem Jahrtausend zum andern so sehr abgenommen hat; da hingegen die Menschen in den ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald.

Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems nicht unwillkommen seyn.

Blandine.

Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß ich doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in einem so fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchst widerliches für mich hat, und wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber sollte denn kein Mittel seyn, uns wenigstens die große Maße dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt' es dieses in allem andern so sinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin sie ihren Tartarus und ihr Elysium setzten, Raum genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermahlen zählt; wenigstens in der Voraussetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald.

Genug, Blandine, und schon zu viel in diesem Ton, über etwas, worüber so Wenige Scherz verstehen; wiewohl es unbefangenen Menschen wirklich schwer wird, ernsthaft über einen Gegenstand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten so viele Blößen giebt. Ich sage also in ganzem Ernst: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erscheinung oder Unterredung eines Verstorbenen mit einem Lebenden unwidersprechlich zu erweisen, so daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach dessen Tode gesprochen, und von ihm erfahren hätte was dieser Prinz mit der Königinn Ulrike in Geheim geredet habe; so würde aus dieser Thatsache folgen: daß der besagte Prinz nach seinem Tode als eben dieselbe Person, die er vor demselben war, im Geisterreich fortgelebt, und in seinem neuen Leben das Vermögen beybehalten habe, sich mit einem noch in diesem Erdeleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und diese beyden Resultate würden, Trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen scheinen mögen, eben so gewiß seyn, als die Thatsache selbst, wovon sie unmittelbare Folgen sind. Daß aber diese vorgebliche Thatsache, oder irgend eine andere dieser Art, jemahls zu einer solchen historischen Gewißheit zu bringen sey, daß kein Vernünftiger ihr seinen Glauben versagen könnte: dieß ist was ich schlechterdings läugne.

Sel-

Selmar.

Wie erklärst du dir denn das, was die Königinn Ulrike, als etwas zwischen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald.

Ich befinde mich gänzlich in demselben Fall wie diese Majestät selbst; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verstorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verstorbenen wirklich gesprochen habe.

Selmar.

Die Königinn müßte also (wie Blandine schon vermuthete) die ganze Geschichte geradezu er — dichtet haben?

Wilibald.

Oder Swedenborg hätte auf irgend einem natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenster der Gallerie zu Charlottenburg zu ihr gesprochen, erfahren, und hätte das Vorgeben, sie erst nach dem von der Königinn erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu haben, bloß erdichtet, oder, deutsch zu reden, erlogen, um sich dadurch in den Kredit eines außerordentlichen Mannes zu setzen, und sein vorgeblich erhaltnes Vorrecht, zugleich in dieser und in der unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Faktum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieses letz-

tere scheint auch die Meinung der Königinn gewesen zu seyn, und es muß ihr also die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen seyn könnte, wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben sey. In der That ist auch das unwahrscheinlichste und unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben, als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in offenbarem Widerspruch steht.

Selmar.

Es müßte also auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nehmliche Bewandniß gehabt haben?

Wilibald.

Ich sehe nicht, warum ich nicht sollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weise gerade derjenige, der den Holländischen Gesandten beym Lesen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, gewesen sey, und also auch habe bemerken können, daß der Gesandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Leben stehen geblieben. Um auf den ersten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen, und des Bemerkten sich bey Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Übrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der ersten noch

in der andern Anekdote ausdrücklich sagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Gesandten und der Königinn ertheilt, aus dem Munde der Verstorbenen habe: er begnügt sich beyden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen selbst, sich die Frage, wie er dazu gekommen sey, zu beantworten. Da die Meinung von seinem Umgang mit den Geistern damahls in Stockholm bereits Kredit zu gewinnen anfing, so konnte er sich darauf verlassen, daß man diesen Ereignissen die wunderbarste Ursache unterlegen würde.

Selmar.

Du hältst also, wie ich sehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald.

Ich spreche nicht gern über außerordentliche Menschen ab. Wer kann sagen, was eine sehr starke Anlage zur Schwärmerey, mit der Begierde etwas Außerordentliches zu seyn und zu scheinen vereinigt, bey dieser oder jener einzelnen Person, für seltsame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königinn ohne Bedenken beytreten zu können.

Selmar.

Und so wären wir denn, mit diesen Swedenborgischen Anekdoten, wovon du mich so viel erwarten ließest, noch gerade da, wo uns die Erscheinungen der Frau Doktorinn W. gelassen haben?

Staatl. Bibliothek Passau

Wilibald.

Mir ist leid daß ich Ja sagen muß. Indessen tröste ich mit der Überzeugung, daß uns keine andere Geschichte, die in dieses Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn, kurz und gut, es ist unmöglich, daß ein Mensch, der seiner Vernunft mächtig ist, wenn er selbst etwas dieser Art erfahren zu haben vermeint, sich von der objektiven Realität einer solchen Vision so völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht entweder von seinen Sinnen, oder von seiner Fantasie, oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zustandes seines Nervensystems, oder durch fremden künstlichen Betrug, oder auf irgend eine andere ihm unerforschliche Weise, getäuscht worden sey. Ist nicht Herr D. W. selbst, wiewohl er ein Buch über die wirkliche Erscheinung seiner Frau geschrieben hat, ein auffallendes Beyspiel hievon? — Und wie könnt' es anders seyn? Wenn wir uns auch in dem Augenblick selbst, da wir von einem solchen Gesichte überrascht würden, nicht erwehren könnten unsern Sinnen zu glauben: so ist doch der Eindruck, den eine plötzlich erscheinende und eben so schnell wieder verschwindende, unbetastbare Nebelgestalt auf die Sinne machen kann, nicht stark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine solche Erscheinung ist eine isolierte Begebenheit, von einer unbekannten Ursache in den natürlichen Zusammenhang unsers Lebens eingeschoben, welcher dadurch zwar auf einen Augenblick un-

Staatl. Bibliothek Passau

terbrochen, aber im geringsten nicht verändert wird. So wie sie aus Nichts entstand, zerfließt sie wieder in Nichts, und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, daß im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme seiner Farben, und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endlich selbst an der objektiven Realität der gehabten Erscheinung zweifeln, und wenigstens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des letztern deutlich bewußt zu seyn glaubten, dennoch nie mit uns selbst einig werden können, welcher unbekannten Ursache wir das, was wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, beyzumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst, z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu seyn, daß eine verstorbene Person mir, bey völlig wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart, erschienen sey, würde ich darum bey andern verständigen und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Mährchen anhören, und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte meine Aussage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so würde ich bey den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissentlich zu betrügen, frey sprächen; den Glauben, daß ich selbst getäuscht sey, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar.

Leider scheinen mir die Gründe deiner Meinung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch

Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist es doch, wie bey so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von Geister- und Gespenster-Geschichten sich über den Erdboden verbreiten, und sogar in Ländern, die sich schon seit Jahrhunderten einer immer steigenden Kultur rühmen, bis auf diesen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein so unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch schwerlich einen schwachen, zufälligen, auf bloßen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menschlichen Natur selbst tief gewurzelt seyn. Ist es vielleicht eine allen Menschen angeborne dunkle Ahnung der Unsterblichkeit unsers Wesens, was den Erscheinungen verstorbener Personen den Ursprung gab, und was uns den Erzählungen dieser Art, wenn sie nur einigen Schein von Wahrheit von sich werfen, so gernglaubig entgegen kommen macht?

Wilibald.

Mir ists nicht unwahrscheinlich, daß ein solches Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch viel zu wenig gekannten und erforschten Theil unsrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, schlummere, und vielleicht im Wachen sowohl als im Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sey. Indessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben so Dunklem. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüssel zu diesem Geheimniß näher als wir vermuthen. — Es ist eine alte, unzähliche Mahl gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen

Zufall einer Hand, eines Arms oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtseyn, das verlorne Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewohl er beynahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der innern Ökonomie unsrer Natur, auch der Fall seyn, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden. Ein Beyspiel das ich anführen könnte — überzeugt mich, daß Tausend Andere — oder vielmehr daß alle nicht ganz gefühllose Menschen in diesem Falle, mehr oder weniger — das Nehmliche erfahren müssen —

Erlaube mir, lieber Bruder, sagte Blandine, da sie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fallen würde fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für dich reden lasse. Unser Freund weiß, wie herzlich die Freundschaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drey Jahren verewigten Schwester verband. Ohne den Umstand, daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte, und endlich eine sehr beschwerliche und aller Hülfe der Heilkunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wechselnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde es denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich gewesen seyn sie zu überleben —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen. Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten strebte, erstickten auf einmahl ihre Stimme, und die wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, sagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — Schäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet bist, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewegung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtigsten Epoke meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar.

Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Mensch zu finden vermeinst.

Wilibald.

Glücklicher Weise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner Seele in jenem — Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicher Weise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer wo nicht unmöglich ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkührlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Fantasie und der Urtheilskraft dar-

zustellen; theils, weil alles, was sich auf das besondere und in seiner Art wo nicht einzige, doch gewiß höchstseltne Verhältniß, worin ich sechs und dreyßig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich, ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanazion, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damahligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß Sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobey die Seele ganz in sich selbst gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freyer und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft vermissen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damahls fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der Einbildung verbunden; ich glaubte nicht, Sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, Sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß Sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit Ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemahls müde zu werden. Sogar

unter den litterarischen Arbeiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäftigten, wurde Sie so oft apostrofiert, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl Ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die Griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister, und stärkte meinen Kopf, nicht weniger als mein Herz, kräftiger als das beste Kordial; ja ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damahls nicht nur nichts erträgliches hervorbringen, sondern das Daseyn selbst schwerlich hätte ertragen können.

Selmar.

Was mich am meisten wundert, ist, daß bey einer solchen Gemüthsstimmung deine Fantasie immer so unthätig blieb als du sagst, und dir die Freundinn, die dir unsichtbar immer so nahe war und so stark auf dich wirkte, nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte; da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald.

Ich würde mich selbst darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft (die überhaupt nie sehr feurig war) gehörte, daß sie mir die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Mahler ge-

wesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Fantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bey Ihr, die ich inniger als je eine andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich Sie so selten in Träumen sah. Denn wiewohl mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; so daß ich Sie nicht selten mit dringenden Bitten bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit Sie wiederzusehen sey.

Selmar.

Hoffentlich ließ Sie dich keine Fehlbitte thun?

Wilibald.

Ich kann nicht sagen daß Sie mir diese Gefälligkeit nur ein einziges Mahl erwiesen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Fantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl Ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerley Gründe anzugeben, warum Sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn Sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt, keine andere als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein Englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß Sie, die einst

mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze, und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken Ihrer Eingebung, und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens Ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Gränzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als, daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor, und sich endlich in die Masse jener dunklen Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden, und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nehmlich, etwas demjenigen sehr ähnliches, was jeder Mensch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewohl dieses Verlusts sich vollkommen bewußt, eine Zeitlang das verlorne Glied noch immer zu besitzen wähnt, und seines Irrthums meistens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes

Gefühl, wie dieses, sich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären lasse, davon soll itzt nicht die Rede seyn. Aber dünkt es dich nicht auch, Selmar, daß es eine eben so natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit so gemein gewordenen Glaubens an Geistererscheinungen habe werden können? Dieses Gefühl, oder, wenn du willst, dieser gefühlähnliche Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sey, leiht natürlicher Weise allen Erinnerungen an dieselbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; beydes spannt — und bey schwerblütigen oder nervenkranken Personen überspannt es auch wohl — die Einbildungskraft. Bey manchen, zumahl zum Träumen ohnehin geneigten Personen bringt es öftere Träume hervor, worin die verstorbene Person lebt und handelt; und so wie (nach Agathodämons Meinung) Träume dieser Art im Kindesalter des menschlichen Geschlechts und bey allen Völkern die noch auf den untersten Stufen der Bildung stehen, den Glauben an das fortdaurende Leben der Verstorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben scheinen, so könnte sie auch gar wohl den ersten Gespenstergeschichten das Daseyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, so bedurfte es, um den Glauben an Geistererscheinungen zu begründen, schwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzustand bey Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren setzten dann solche vermeinte Ereignisse gar bald in Umlauf, und

sie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der sie weiter beförderte, irgend einen Zusatz, der sie geschickter machte Erstaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten sich Schamanen, Priester, und religiose Gaukler aller Arten dieser reichhaltigen Fundgrube, und wußten sie auf mancherley Weise zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverstand und die Leidenschaften roher Menschen zu benuzen. Die Geistererscheinungen wurden nun immer gemeiner; viele brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte Selbsttäuschung hervor; Tausende gewannen ihre Gestalt bloß dadurch, daß sie, von Mund zu Mund fortrollend, unvermerkt zu Volsmährchen wurden; viele, vielleicht die meisten, waren und sind noch itzt bloße Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wohl nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen fantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bey Nacht und Nebel sehen lassen, meistens auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und wirklich der Filosof Eukrates in Lucians Lügenfreund und der Filosof W**l in unsern Tagen sind, soviel ich weiß, die einzigen ihrer Zunft, denen ihre verstorbene Gattinnen bey hellem Tag erschienen sind.

Selmar.

Wie wenig ich auch meine Rechnung dabey finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mahl aufgeben müssen. Aber daß du mir, wie ich

besorgen muß, auch den Glauben, „dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe deiner verewigten Freundinn, das dir selbst so ein tröstliches Pfand ihres fortdaurenden Daseyns seyn mußte, sey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen," daß du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beynahe mehr als ich dir verzeihen kann.

Wilibald.

Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem Glauben erhöhen könntest, was würden dich alle meine Vernünfteleyen kümmern?

Selmar.

Du selbst hast ja gestanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald.

Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigstens weiß ich ihm keinen andern Nahmen zu geben, wiewohl mir itzt nur allzuwahrscheinlich ist, daß etwas täuschendes darin war; ich will sagen, daß die Ursache davon bloß in mir selbst, nicht in einer unmit-

telbaren Einwirkung der Verewigten zu suchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere Statt gefunden hätte, mit der Zeit immer schwächer geworden seyn? und würde es nicht, wenigstens zuweilen, in seiner ganzen ehmahligen Stärke wiederkehren?

Selmar.

Warum dieß nicht geschieht, davon ließe sich eine sehr natürliche Ursache angeben. Könnte Sie dir nicht Anfangs noch nahe geblieben seyn, und erst eine geraume Zeit nachher eine Bestimmung, die sie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald.

Ich kann freylich nicht beweisen daß dieß schlechterdings unmöglich sey; aber ich habe meine Ursachen es nicht zu glauben.

Selmar.

Zum Beyspiel?

Wilibald.

Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt daß der Tod aller Gemeinschaft und allen Verhältnissen zwischen den Verstorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine.

Der Himmel bewahre mich vor einer so trostlosen Überzeugung! O des leidigen Vernünftelns über

Din-

Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören sollten! Vor zwey Jahren, Bruder, hattest du noch einen ganz andern Glauben.

Wilibald.

Auch war es glücklich für mich daß ich ihn hatte. Leider! beruhte er auf einer bloßen Täuschung; aber ohne diese Täuschung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich itzt mit dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar.

Mir geht es wie den Eifersüchtigen, die nichts so sehr fürchten, als die Zweifel, so man ihnen gegen die Treue ihrer Geliebten beygebracht hat, bestätiget zu sehen, und dennoch nicht aufhören zu fragen und zu forschen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt.

Wilibald.

Dieß ist, denke ich, ein Zug, den du mit allen Sterblichen gemein hast. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben, auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegen steht. Irrthum kann uns angenehm seyn, aber nie befriedigen. Ich sagte dir, ich sey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinschaft zwischen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt seyn, und warum sollte dieß nicht auch der Fall mit mir seyn können?

Höre also meine Gründe, und urtheile dann selbst! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, sondern von irgend einem Cajus oder Titius sey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweser des ganzen männlichen Geschlechts seyn kann. Denke dir also einen solchen Cajus, der mit Tausend anderer das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattinn (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte sie einst (wie wir voraus setzen wollen) beym ersten Anblick für die einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach seinem Herzen sey; und so hatte er sie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie besaß alle Tugenden ihres Geschlechts, und war von allen Gebrechen, Unarten und Schwächen desselben frey. Mit der treuesten Anhänglichkeit lebte sie allein für ihn, ertrug seine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels, und fand keine Aufopferung zu schwer, wenn sie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick ersparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand, ihre sich selbst immer gleiche heitre, sanfte und angenehme Sinnesart, ihre anspruchlosen Tugenden, und ihre unendlichen Verdienste um ihn, hatten sie ihm so unentbehrlich gemacht, daß er sich kein größeres Elend denken konnte als sie zu verlieren. Ich setze alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem solchen Weibe nothwendig die schönsten und zartesten Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich schließt; gerade solche, von welchen man am sichersten hoffen sollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Gesinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich sehr, diese Fannia — die

hier bloß für die Stellvertreterinn aller Frauen ihrer Art gelten soll — sie, die ihrem Manne so viel war, konnt' es doch bloß dadurch seyn, daß sie ein Weib war. Alle jene schönen Verhältnisse entsprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minnesänger gestempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieser mußten sie also auch verschwinden. Wäre sie ein Engel, ein zehenfacher Engel gewesen, es half nichts; um Fannia zu seyn, mußte der Engel ein Weib, aber freylich gerade dieses individuelle Weib seyn das sie war; durch alles, was sie mehr oder weniger gewesen wäre, hätte sie aufgehört Fannia zu seyn, und alle ihre individuellen Verhältnisse gegen Cajus, die das Glück seines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß ist Natur der Sache, und kann, Trotz allem was von und über die Platonische Liebe je geschwärmt worden ist, nicht anders seyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was hätte Sie ihm ohne diese seyn können? aber er liebte Fanniens Seele, und diese, um alles für ihn zu seyn was sie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinen andern, vereinigt seyn.

Selmar.

Alles dieß dünkt mich so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf noch fähig ist.

Wilibald.

Gut, lieber Selmar. Es ist dir also ohne Zweifel auch klar, daß wenn der große Zauberer Merlin sie in irgend eine andere Person ihres Geschlechts

oder in den vollkommensten aller Männer, oder in irgend ein andres Wesens verwandelt hätte, eben dasselbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältnisse zu Cajus verschwunden wären:

Selmar.

Nun sehe ich wo du hinaus willst. Der Tod ist dieser leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerstörte, sie selbst und alles was sie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen sagen was sie wollen, Fanniens Seele ist nicht Fannia; das Sichtbare und das Unsichtbare gehören zusammen; die Person ist nicht mehr, sobald das Band zerschnitten ist, das Leib und Seele zu einem harmonischen Ganzen zusammen schlang; und an dieses Ganze waren ja alle die schönen Verhältnisse gebunden, die zwischen ihr und Cajus bestanden. Nicht war, dieß ist was du meinst?

Wilibald.

Du scheinst mich sehr wohl begriffen zu haben.

Selmar.

Aber können und müssen dann nicht nach der Auflösung jenes Bandes andere ähnliche Verhältnisse eintreten? Muß denn der Geist, der Fannien beseelte, weil er seinen ehmahligen Leib verlassen hat, darum aufhören diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in seinem vorigen Leben am

meisten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beschäftigt hatte?

Wilibald.

Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was ist der Geist? im Menschen? gegen dich geltend machen; denn diese würde allem Filosofieren über den Gegenstand, womit wir uns unterhalten, auf einmahl ein Ende machen. Wir wollen thun als wüßten wir so gut was Geist ist, als alle andere Menschen in der Welt, und so antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm ohne ihren Geist nichts mehr seyn und muß unter die Erde. Ihren Geist kann er weder sehen noch hören; aber das Übel ist gegenseitig; ihr Geist kann auch ihn weder sehen, noch hören, noch aussprechen, denn er hat weder Augen noch Ohren, noch Sprachorgane mehr. Demungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ, und mit diesem alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren hätte.

Selmar.

Das ist erbärmlich!

Blandine.

Geben Sie Sich zufrieden, guter Selmar — Es ist kein wahres Wort an Allem was er da sagt —

Es kann unmöglich so seyn, und ich wette er glaubt es selbst nicht.

Wilibald.

Ruhig Blandine!

Blandine.

Zu Selmar. Denken Sie nur an D. W**ls ätherisches Organ, das die Seele mit sich nimmt indem sie sich von ihrer irdischen Schale ablößt.

Selmar.

Beynahe hätt' ich es in der ersten Angst vergessen. Wenn ich recht berichtet bin, so haben die berühmtesten Filosofen aller Zeiten der Seele einen solchen unsichtbaren Leib zugeschrieben, den sie nie verläßt, und mittelst dessen sie immer im Zusammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald.

Alle jene scharfsinnigen Herren wußten so wenig als du und ich was Geist und Materie ist, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätherischen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber es sey wie du willst! was gewinnen wir dabey? Fürs erste kann dieses unter keinen unsrer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unsrer Sinne wirken, und ist also schlechterdings ungeschickt, den Geist, dem es zugehört, in Gemeinschaft mit uns zu bringen. Aber auch dieses fysische

Unvermögen bey Seite gesetzt, wie sollte Fanniens Geist sich noch immer mit ihren vormahligen häuslichen, ehlichen und mütterlichen Verhältnissen beschäftigen können, da durch die Trennung von seinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerrissen sind, wodurch er in ihrem irdischen Leben an diesen Verhältnissen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben seyn, so müssen sich diese doch in dem neuen geistigen Leben, das er begonnen hat, sehr bald verwischen, und höchstens mag er sich ihrer noch eine Zeit lang, so wie erwachsene Personen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle diese schönen Verhältnisse, die einst zwischen Fannia und ihrem Gatten bestanden und die Quellen ihrer reinsten Glückseligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab, und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er selbst aufhören wird zu seyn was er itzt ist.

Blandine.

Mit Wärme. Kannst du diesen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald.

Ich muß.

Blandine.

Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftsschlüsse. Es sagt mir daß sie nicht wahr sind, wiewohl ich sie nicht zu widerlegen vermag. Mit Einem Wort, ich fühl' es daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald.

Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen: — aber ich weiß leider! daß es bloße Täuschung ist. Wir sahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend, und nur wenige Augenblicke todt: der Eindruck der uns von ihrem Leben blieb, ist also hundert Millionen Mahl stärker als der von ihrem Tode; und so geht es ganz natürlich zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke, wie Millionen einzelner Dünste in einem Regentropfen, zusammenfließen, (das Gefühl das uns sagt sie lebe) ein so mächtiges Übergewicht für unser Herz hat.

Blandine.

Du bist ein grausamer Mensch!

Wilibald.

Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir selbst eine tröstliche Vorstellung zu rauben, wenn es in meiner Willkühr stände anders zu denken? Aber gieb dich zufrieden, Liebe! Was dir das Resultat meiner Schlüsse so verhaßt macht, ist bloßer Wahn, und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, sondern aus einem sehr eigennützigen Gefühl entspringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinst, noch lebt und glücklicher ist als wir, ob gleich das Wie von beydem außerhalb der Gränzen unsers Wissens liegt? Warum willst du

ihr noch immer wichtig genug seyn, daß sie sich mit dir beschäftige?

Blandine.

Dafür könnt' ich einen sehr guten Grund angeben — aber ich schweige.

Wilibald.

O, ich weiß recht gut was du verschweigst, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede ist jetzt nicht von dem, was wir wünschen, oder unserm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moralisches Bedürfniß für uns ist.

Selmar.

Du behauptest also, wie ich höre, daß unser Geist mit dem Körper, den er beseelte, auch des Bewußtseyns dessen was er im Leben war, erfuhr, und that, durch den Tod verlustigt werde? daß kein ihm selbst deutlicher Zusammenhang zwischen seinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit Einem Wort, daß er aufhöre die Person zu seyn die er war, und, wofern anders ein neues Daseyn für ihn beginnt, eine ganz neue Person zu seyn anfange?

Wilibald.

Ich kenne die Geisterwelt zu wenig, als daß ich so ganz positiv über diese Dinge absprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen seyn; und wie weit sind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unsers Geistes ergründet zu haben? Indessen läugne ich nicht, daß mir der Ver-

lust der Erinnerung unsers vorigen Lebens ein nothwendiges Resultat meiner Behauptungen zu seyn scheint.

Selmar.

Ein gräßliches Resultat, Freund Wilibald! Denn wofern es so ist wie du sagst, so ist mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verschwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr; denn das Wesen, das nun statt meiner zu leben beginnt, ist nicht Ich; es ist ein ganz neues Individuum, und es mag sich in seinem neuen Zustande noch so wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas trostloseres seyn als dieser Glaube?

Blandine.

Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entsagen, als dem Gedanken, daß der Tod mich mit denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald.

Wer sagt daß dieß nicht geschehen könne?

Blandine.

Keine Sofistereyen, Wilibald! Was hälfe mirs, meine Schwester wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald.

Lieben Kinder, ich sehe daß Ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig

aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt, oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste, scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unsers Innern bedeckt? Wird dieser Anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unsrer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unsers Bewußtseyns der übrigbleibenden im hohen Alter allmählich so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben, und in einem Zustand, der nicht einmahl den Nahmen des Vegetierens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode seyn werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgiebt, und das letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Kapital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit

der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unsrer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es giebt auch überdieß gewisse Epoken im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf ein Mahl gesetzt sehen, von allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Daseyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einem Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren Schicksal es war in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen, und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das Nehmliche erfahren haben müssen. Aufs wenigste Eine Epoke dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nehmlich die drey oder vier ersten Jahre der Kindheit, deren wohl niemand in seinem funfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn, wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wohl bloß Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern und andern mit unsrer Kindheit beschäftigten Personen davon erzählt wurde.

Selmar.

Verzeihe wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, und zu bemerken, daß die Ursache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtseyn unsrer Kindheit verlieren, schwerlich eine andere ist, als weil der Mensch in diesem Alter nur sehr uneigentlich eine Person genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über sich selbst, bey dem schwachen Schein einer nur langsam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von sinnlichen Gefühlen und Trieben schwimmt, und sich von andern thierischen Wesen bloß durch höhere aber noch unentwickelte Anlagen unterscheidet. In diesem allen ist der Abstand des Kindes vom erwachsnen vollständigen Menschen so groß, daß, meines Erachtens, von dem Verlust des Bewußtseyns unsrer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald.

Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger als du dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nehmlich aufs wenigste alle Kinder die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest: läßt sich denn etwa läugnen, daß bey weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit, oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inkonsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer

Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben worein uns der Tod versetzt, wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemählde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unsers Menschenlebens nicht ein Mahl als eines Traums erinnern; da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsre Vorstellungen schöpfen und auf welche sich alle unsre Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf ein Mahl rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns, und dessen was es zu Erzeugung unsrer sinnlichen Vorstellungen beyträgt, sich unsern Forschungen entzieht, so ist doch so viel ge-

wiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmahliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserm gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar.

Alles was du mit diesem Räsonnement von mir erhalten kannst, ist, daß ich mich in meinem Glauben befestigt fühle, daß unsre Seele im Tode ein unsichtbares Organ mit sich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch dasselbe mit dem ganzen Nervensystem in der engesten Verbindung stand. Angenommen daß dieses ätherische Organ das wahre Sensorium der Seele sey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorstellungen in sich enthalte, so dünkt mich ich begreife einigermaßen wie es möglich sey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zusammenhang ihrer Vorstellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtseyn dessen was sie in ihrem vorigen Leben gewesen, gedacht und gethan, beybehalten könne.

Wilibald.

Du beweisest also das Daseyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Persönlichkeit ohne dasselbe beweisen zu können, und du beweisest die Fortdauer der Persönlichkeit aus dem Daseyn dieses Organs. Dieß scheint, mit deiner Erlaubniß, ein Cirkel zu seyn, wodurch keines von beyden bewiesen wird. Wenn

ich aber auch so gefällig seyn wollte dir das Daseyn eines solchen Organs zuzugeben, so gewännest du damit wenig oder nichts für die Meinung, die dir und Blandinen so sehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßtest du außer Zweifel setzen können, daß dieser ätherische Leib durch den Tod nicht paralysiert und zu den Diensten der Seele ungeschickt gemacht worden sey; was doch schon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten ist; denn man hat Beyspiele von Personen beydes Geschlechts, die auf diese Weise die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und also mit ihr einen Theil ihrer Persönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar.

Vorausgesetzt, daß der Seele ein unzerstörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt auf immer zugegeben ist, läßt sich nicht zweifeln, daß es seiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwann ausgenommen) immer geschickt sey seine Bestimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beyspielen, deren du erwähnst, andere von bewährter Gewißheit entgegen setzen, wo, in einer gewissen Art von Verzückung, die Seele sich zum Anschauen überirdischer Gegenstände erhoben und von unbeschreiblichen Wonnegefühlen überströmt fühlte, während eine todähnliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußern Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte. Ich selbst habe eine Person, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche diese Art von Ekstasen öfters erfuhr, und so wie sie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, sich dessen, was sie in jenem außerordentlichen

Zustan=

Zustande gesehen und empfunden, noch innigst bewußt zu seyn versicherte, wiewohl sie keine Worte fand es zu beschreiben. Durch solche Beyspiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu seyn, daß der Körper paralysiert und außer aller Thätigkeit gesetzt seyn könne, ohne daß das innerste unmittelbare Organ der Seele deßwegen in seinen Verrichtungen gestört wird.

Wilibald.

Ich, lieber Selmar, schließe aus solchen außerordentlichen Erscheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerste Organisazion unsers Körpers, die Natur unsers Gehirns und Nervensystems, das Band zwischen Seele und Leib, das Wesen des Geistes und der Materie, alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleyer der Isis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätherischen Leibe der Seele ist nicht einmahl das Daseyn bekannt. Was für Resultate sollten also mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beschaffenheit und Ursache (wenn es auch mit der Wahrheit des Faktums seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beyspiel worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsre Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmahliges Leben, oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente

darin wie in einer Bildergallerie beschauen: Alles was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunknen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und daß nichts natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer *) so unübertrefflich ausgedruckte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in deinem Herzen,
Dieß ist sein Alles! O entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine bloß idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beyde sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart und Nähe derselben; man möchte gern von seinen Verstorbenen noch immer gesehen, noch gehört werden, und von dem Antheil, den sie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten,

*) In dem bekannten deutschen Singspiel Alceste.

daß Alles noch so wäre als ob sie nicht gestorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätherischer Leib nicht verhelfen. Er ist zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und stufenweise sich vergrößernden Organe, durch welche er mit dem sichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unsrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht gespürt, seine Stimme nicht gehört, seine Gestalt nicht gesehen, kurz es ist für uns eben soviel als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bey dieser Bewandniß bleibt freylich jedem die Freyheit unbenommen, sich zum Behuf der Bedürfnisse seines Herzens mit so angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu behelfen als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermahlen zwischen uns) die Rede von dem ist, was wir vernünftiger Weise als wahr oder wenigstens als das Wahrscheinlichste anzunehmen genöthigt sind, so sehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieselbe Person zu bleiben die ich im Leben war, und folglich die Verhältnisse und Verbindungen, die einst das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzusetzen. Das Weiseste dürfte also wohl seyn uns in das gemeinschaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben, und etwa die Gründe aufzusuchen, die uns über diesen Verlust trösten können.

Selmar.

Mich dünkt ich werde mich nie mit dem Gedanken aussöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu seyn. Denn das wäre doch

der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung dessen, was ich im Leben war, und das Bewußtseyn, daß ich noch dieselbe Person sey, verlieren sollte. Ich sehe ganz und gar keinen wahren Unterschied zwischen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Persönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Person beginnen mag?

Wilibald.

Ich will nicht schlechterdings behaupten, daß der Geist unmittelbar nach der Trennung vom Körper sich nicht seiner selbst bewußt sey und einige Erinnerung aus seinem vorigen Zustande mit sich nehme. Aber was mir gewiß scheint, ist, daß diese Erinnerung sich sehr bald in seiner neuen Art zu seyn verlieren müsse, weil alle die Fäden, woran sie hing, abgeschnitten sind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, so sehr verschieden ist, sich natürlicher Weise seiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtigt.

Selmar.

Nur allzuwahrscheinlich! Aber das ist es eben was ich beklage.

Wilibald.

Und ich lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen ist. Ich müßte mich sehr irren, oder der wahre Grund,

warum man sich den Verlust der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas so Schreckliches vorstellt, liegt in einem Trugschlusse, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts Unglücklicheres wiederfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Besinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Bloß darum weil dieser Verlust uns auf einmahl aus allen unsern Verhältnissen, aus unserm ganzen Wirkungskreise, aus allen unsern Verbindungen, Entwürfen, Bestrebungen und Erwartungen herauswirft, unserm Leben alles Interesse benimmt, und uns, mit Einem Wort, in den Zustand der ersten Kindheit zurücksetzt. Wahr ists, alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen sind nicht eben dieselben. Der Mensch hat aufgehört, aber der Geist, der sich in einen neuen, seiner Natur angemeßnen, Zustand versetzt findet, verliert dabey nichts, was von einiger Bedeutung für ihn seyn könnte. Alle seine vormahligen Verhältnisse, Verbindungen, Entwürfe, kurz seine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog sich auf sein Menschenleben; so wie dieses aufhört, kann das Vergessen derselben nicht die mindesten schlimmen Folgen für ihn haben, und ist in mancher Rücksicht eher Gewinn als Verlust; denn da es nicht länger in seiner Gewalt ist, denen, die er einst liebte, Beweise seiner Theilnahme zu geben, so würde die Erinnerung an sie eher seine Ruhe stören als sein Glück erhöhen. Überhaupt was sollte dem entfesselten Geist das Andenken an sein Menschenleben helfen? Dessen, was in einem höhern Leben der Erinne-

rung werth seyn möchte, ist so wenig; dessen, was wir schon in diesem zu vergessen wünschen, so viel! Des Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenschaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns selbst versündigten, kann in diesem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein sehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückseligkeit eines Geistes seyn, dessen Wahrheitssinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenschaften gereinigt, nun hell und lauter genug ist, Alles nach innerm Werthe zu würdigen, und folglich einzusehen, wie wenig Gutes selbst der beste Mensch zu wirken vermag, wie wenig auch von diesem Wenigen auf seine eigene Rechnung kommt, wie viel falscher Schein und Gleißnerey selbst in seinen Tugenden ist, und wie oft er Böses gewirkt hat, wenn er Gutes zu schaffen wähnte.

Selmar.

Wenn wir denn auch von dieser Seite nichts verlören, wer kann sich an den trostlosen Gedanken gewöhnen, seine Geliebten in jenem Leben nicht wieder zu finden? Wer kann der süßen Hoffnung entsagen, sie wieder zu erkennen, und sich an ihnen und mit ihnen eines schönern vollkommnern Daseyns zu erfreuen?

Blandine.

Ich bekenne rund heraus, daß ohne diese Hoffnung der Tod für mich aller schrecklichen Dinge schrecklichstes wäre.

Wilibald.

Das Übel, meine Lieben, ist nicht halb so groß als es Euch vorkommt. Setzen wir einmahl den Fall, zwey liebenswürdige Personen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen, und hätten sich in dieser Zeit so herzlich geliebt, und so viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieses Alters nur immer fähig sind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären sie getrennt worden, und würden erst nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zusammen gebracht. Ohne Zweifel hätten sich binnen dieser langen Zeit alle Bilder der ersten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwischt, und sie würden sich so wenig erinnern einander je gekannt zu haben, als ob sie sich nie gesehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß sie einander itzt, vielleicht schon auf den ersten Blick, oder doch nach sehr kurzer Bekanntschaft, tausend Mahl inniger lieb gewönnen als ehmahls in ihrer Kindheit? Würden sie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben, und sich in ihrer Freundschaft weniger glücklich fühlen, weil sie vergessen hätten, daß sie schon als kleine Kinder mit einander gegessen, gespielt, Wiesenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zusammen gebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter

auch ihrentwegen einander bey den Köpfen gekriegt hätten, und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermahligen gemeinschaftlichen Glücke dadurch zuwüchse, wenn sie sich dieser Kindereyen noch erinnerten? Ihr seht daß dieß gerade der Fall mit allen, die durch Freundschaft und Liebe in diesem Leben vereinigt waren, seyn wird, wenn sie im künftigen wieder zusammen gebracht werden; woran ich nicht zweifle; und was wenigstens nichts unmögliches ist.

Blandine.

Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar.

Weil es denn einmahl anders seyn kann, so gestehe ich, daß mich diese Vorstellung mit dem Verlust der Freude, meine Geliebten dereinst wieder zu erkennen, so ziemlich aussöhnt. Diese Freude, die in unserm Erdeleben oft so unaussprechlich süß ist, ist es doch wohl im Grunde bloß darum, weil wir noch Menschen sind, und durchs Wiedersehen in den Genuß aller der schönen und zarten menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, worin wir uns ehmahls glücklich fühlten. Dieß ist z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elysium ins Menschenleben zurück versetzten Alceste, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er sie zu ihrem Admet sagen läßt:

Ich hab' Elysiums Glück empfunden,
Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
Ist keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders gewesen, wenn sie sich in der unsichtbaren Welt als Geister wieder gefunden hätten.

Wilibald.

Wenig Andere haben wohl jene Wonne von welcher Alceste singt, in einem höhern Grad' empfunden als ich selbst; denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja sogar das überschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wiewohl leider nur im Traum, so lebendig erfahren, als Admet in dem Singspiel dessen du dich bey dieser Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen nach Fanniens Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch stille Theilnahme als unzeitige Tröstungen zu lindern gesucht hätten! auf einmahl wäre die Thür aufgegangen, und Sie, die wir alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reise, frisch und gesund zurückgekommen, und mit ihrem eigensten schönen Ausdruck der reinsten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieses Augenblicks zu

schildern. — Aber die wahre Quelle desselben hast du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuschende Verwirrung reinmenschlicher Verhältnisse mit reingeistigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nehmliche könnte beym Wiedersehen in der Geisterwelt Statt finden.

Blandine.

Dieser Zusatz ist nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnsucht nach der Versetzung unter die Geister einzuflößen.

Wilibald.

Auch war er nicht zu diesem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar.

Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerksamkeit nicht entging, wiewohl es dir nur im Vorbeygehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest du, uns vielleicht schon mehrmahl in dem Falle befunden haben, die Erinnerung unsers vergangenen Zustandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen was du damit meintest?

Wilibald.

Bald hätte ich vergessen dieses Punktes wieder zu erwähnen; nicht als ob ich die Sache selbst für zweifelhaft hielte, sondern weil sie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich ist. Du bist doch auch der

Meinung, Selmar, daß unsre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermahligen Körper schon da gewesen ist?

Selmar.

Ich gestehe daß ich mich über diesen Punkt immer mit dichterischen Fantasiespielen beholfen und nie ernsthaft darüber nachgedacht habe. Indessen da ich mir nicht vorstellen kann, daß Nichts zu Etwas werden oder das bloß idealische Daseyn im Reich der Möglichkeiten ein wasres Daseyn genennt werden könne: so sehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unsre Seele schon vor unserm gegenwärtigen Leben existiert haben müsse.

Wilibald.

Wenn dieß ist, so entsteht natürlicher Weise die Frage, wie sie existiert habe?

Selmar.

Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organischen Leibe. Denn hätte sie jemahls als reiner Geist existiert, so wäre unbegreiflich was sie gesündigt haben könnte, um eine so harte Strafe zu verdienen, wie die Einsperrung in einen irdischen Leib für einen solchen Geist seyn müßte; zumahl da es offenbar scheint, daß alles fysische und moralische Elend der Menschheit eine natürliche Folge derselben ist.

Wilibald.

Die Untersuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unserm Wege führen. Aber vielleicht giebt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geister, d. i. solche, für welche keine materielle Welt vorhanden wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organischen Körper außer sich wirken könnten? — Wie dem aber auch sey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustand unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen seyn mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen seyn.

Selmar.

Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu setzen, da alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben seyn wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber

noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben seyn könnten, die deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Bösewicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald.

Mir fällt hier der Apolog von einem frommen Muselmännischen Derwisch bey, der in einem Gesicht eine majestätische Frau von kolossalischer Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Wassers in der andern aus den Wolken herabsteigen sah. Der Derwisch erkühnte sich sie zu fragen was sie vorhabe? Ich gehe, sagte sie, mit dieser Fackel das Paradies in den Brand zu stecken, und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auszulöschen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige sey, was die Menschen zum Guten antreibe und vom Bösen zurückhalte. Diese Frau hatte ein sehr gutes Werk vor, und desto besser wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Fantasie der Menschen zu vertilgen. Denn die Furcht in jene, und das Verlangen in dieses zu kommen, verändern nichts an der innern Beschaffenheit des Gemüths, und nur der ist gut, der es aus Liebe des Guten, oder (was ganz dasselbe sagt) aus reiner Liebe Gottes ist. Unschuld, Güte des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer das wir der Pflicht bringen, jede

Besiegung einer unedeln Leidenschaft, belohnt sich selbst, und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar.

Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald.

Giebt jedem was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar.

Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald.

Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar.

Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch giebt es Bösewichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald.

Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir bloß gerecht zu seyn wähnen. So ist es, z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen, der große Abscheulichkeiten mit Überlegung und kaltem

Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst seyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige, als vorsetzliche Bösewichter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein ächter Patriot zu seyn wähnte, der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so wie er verfuhr verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger hundert Tausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibische Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen ungerecht. Aber bey weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genennt werden: sie sind beydes, aber weder das eine noch das andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem An-

trieb mechanischer Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stroms fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich das Übel zu vergüten, und den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen. — Was die Guten betrifft, so ist nur zu wahr, daß viele in diesem Leben ohne ihre Schuld leiden, und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um bey einem Erdbeben, von der Erde verschlungen, oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bey einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunst mit ihrem Säugling, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausend Beyspiele dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fordern, — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber wie groß diese Vergütung auch seyn möchte, kann sie machen daß ich nicht gelitten habe was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeygehen, daß man auch bey der gemeinen Vorstellungsart von

den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen. Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung schuldig zu seyn, welche freywillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den ihrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr als er schuldig noch mehr als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu seyn, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtseyn derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung, und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Seyn und Nichtseyn erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben, und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, Kraft dessen er mit dem Tode entweder Sokrates zu seyn aufhören, oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich seyn werde.

Selmar.

Bey allem dem läßt sich schwerlich läugnen, daß der Glaube, vom Bewußtseyn unsrer Gesinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirksames Mittel seyn kann, zum Guten aufzumuntern oder vom Bösen zurückzuhalten, und sollte uns nicht jedes, auch noch so gering scheinende Mittel, das der Schwäche unsrer moralischen Natur zu Hülfe kommt, heilig seyn?

Wilibald.

Ich möchte dieß nicht ohne viele Einschränkung behaupten; denn es würde sonst allen Arten von frommen Täuschungen und Gaukeleyen, deren man sich zu Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig diesen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wohl der moralische Einfluß, den du jenem Glauben beylegst, etwas Unendlichkleines seyn. Es liegt nun einmahl in der menschlichen Natur, oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen, nur sehr selten, und auch alsdann meistens nur sehr flüchtig denkt, und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt und strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar.

So wirst du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigstens guten Menschen, keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald.

Ich hoffe du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptungen in ihrem Glauben irre machen zu wollen. Wenn du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Vernunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu setzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer, aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten als man sie gelten lassen will. Ich bin weit entfernt das ewige Leben unsers Geistes zu läugnen: aber, da wir uns, unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt, in ziemlich starke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich Euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit seyn. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich, dadurch, daß es aufhört der individuelle Mensch zu seyn, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich

Euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und ächten Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadduceische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine.

Ich will im Voraus von ganzem Herzen auf diesen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer seyn mag; aber ich bin doch begierig zu hören worin er bestehen kann.

Wilibald.

Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollständigen Ausführung werth; wozu jetzt nicht die Zeit ist. Ich will mich also bloß auf zwey oder drey Stücke einschränken, die in meinen Augen alle moralischen Vortheile, welche der entgegenstehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar.

Laß hören, lieber Wilibald! Du spannst meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald.

Und wenn ich Euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mirs damit gehen wie dem Columbus mit seinem auf die Spitze gestellten Ey. Sey es darum! die Sache bleibt was sie ist. Aber eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißver-

ständnissen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage ist, wie viel oder wenig moralischen Nutzen irgend ein Glauben haben könne, kommen alle eigentlich böse, d. i. von Grund aus verdorbene Menschen in gar keine Betrachtung. Denn für diese kann nichts gleichgültiger seyn als ob dieses oder jenes System das wahre, dieser oder jener Glaube der rechte ist. Ihnen ist alles wahr was ihren Leidenschaften schmeichelt, alles recht und gut, was ein Mittel ist ihrem Egoism die möglichste Befriedigung zu verschaffen; sie sind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube sie weder besser noch schlimmer machen kann. Diese aber, und die noch ganz rohe Menschenklasse, die wie alle andern Thiere bloß im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich daß meine folgenden Behauptungen so ziemlich auf alle Menschen passen, wenn sie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edleren und gebildetern Klassen anwendbar seyn sollten. Ich sage also, wenn die Menschen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey, so würde dieser Glaube alle Bande der Liebe und Freundschaft, besonders alle die engern und zärtlichern Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Eltern, Kindern, und Geschwistern, stärker zusammen gezogen haben. Zum Maßstab kann uns hierin dienen was wir erfahren, wenn wir im Begriff sind uns von einem sehr theuern Freund ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewißheit voraussehen, daß wir eine geliebte Person in kurzem durch den Tod verlieren werden.

Wie ganz anders ist uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Aussicht schmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Interesse haben jetzt diese Personen, und alles was sie sagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch so geringe Beweis, den wir ihnen von unsrer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie sorgsam suchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehmahls ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern! Alles das würde, in diesem Grade wenigstens, nicht Statt finden, wenn unsre Einbildung noch den unabsehbaren Raum von zwanzig oder dreyßig Lebensjahren vor sich ausgedehnt zu sehen wähnte, in welchen alle diese, jetzt in einen so engen Zeitraum zusammengepreßten Äußerungen unsrer Zärtlichkeit sich vertheilen würden. Dieß letztere ist nun der Fall, da ein leises, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens daß wir als Menschen ewig leben werden, unser Daseyn, unsre Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachlässig macht uns dieses dumpfe Gefühl, welches uns um einen so großen Theil wahren Lebensgenusses betrügt, in Erstattung von tausend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geselligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu seyn, oder sie mit unangenehmen Augenblicken zu verschonen, lassen wir entschlüpfen, ohne uns sonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unser ge-

genwärtiges Daseyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrschende Gedanke daß wir unsre Lieben wiedersehen und wenigstens einen Theil der alten Verhältnisse mit ihnen in einem neuen Leben fortsetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir fest überzeugt, daß unsre zärtlichsten Verbindungen in die enge Dauer dieses Lebens eingeschränkt sind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod sich beziehendes, was wir von Kindheit an hören und sehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunklen Gefühle würden und als solches im Grund unsrer Seele wirkte: alle unsre sympathetischen Empfindungen würden unendlich dabey gewinnen. Wir würden milder, menschlicher, mitleidiger und nachsichtlicher gegen andere, und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserm Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. — Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die meisten, die einer sehr geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unsrer Absicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte: so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsre

Einbildungskraft vereinigt sich mit unserm Gewissen, uns an unzählige besondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bey der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein Anderes in unsrer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit welcher wir itzt so verschwenderisch umgehen? Was für ein ganz anderes Maß für unsre Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von Jeher herrschend gewesen wäre, in unsre gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in unsern Augen erhalten, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unsrer so enge beschränkten und überdieß noch ungewissen Existenz betrachteten? Was aber der wichtigste von allen Vortheilen ist, die jener Glaube schaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieses kurze Daseyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen, und in allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu streben, müßte die Gewißheit

seyn, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gebe, als im Andenken unsrer Freunde und Zeitgenossen, — und da auch diese so vergänglich sind wie wir selbst — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fort zu leben; noch geliebt zu seyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr sind, und durch das was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unserm Tode, noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, unter ihnen fort zu wirken. Wer mit den Schriften der Griechen und Römer vertraut ist, weiß wie mächtig dieser herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeisterte, weil sie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unsterblichkeit hielten, die wir in unsrer Gewalt haben und deren wir uns also mit Gewißheit versichern können.

Dieß mag genug seyn, lieber Selmar, dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieses Kapitel zu veranlassen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Gesagten so durchdrungen, daß ich wenig angelegnere Wünsche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menschheit so wohlthätiger Glaube die Sankzion der Gesetzgebung und Religion erhielte, und so mächtig genug würde, alle ihm entgegen stehende schimärische Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reele Schädlichkeit durch die süßen Täuschungen, welche sie einigen zarten und schwärmerischen Seelen verschaffen, nur sehr schwach vergütet wird.

Selmar.

Wie kannst du hoffen, daß dieser Glaube jemahls von der Religion werde unterstützt werden, da du unter allen, die jemahls auf dem Erdboden geherrscht haben, schwerlich eine einzige nennen kannst, welche den Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben nicht sogar zu ihrer Selbsterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald.

Führe mich nicht in Versuchung, Freund Selmar! — Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegnen Stufe zu einer höhern erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst, und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerey, Magie, Dämonism, Möncherey, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindselige Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz, und wirkten, längere

oder kürzere Zeit, unter ihrem Nahmen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr, und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang' erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasia.

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine.

Siehst du mirs nicht an, Wilibald, daß unser gestriges Gespräch mich eine schlaflose Nacht gekostet hat?

Wilibald.

Das bedaure ich, liebe Schwester. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verschwinden eines süßen Wahns so zu Gemüthe ziehen würdest?

Blandine.

Es ist mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchschlüpfen läßt. Mir ist kein Wort von allem, was du gestern sagtest, entfallen; ich konnte mir deine Sofistereyen (denn das sind sie doch, so Gott will!) nicht aus dem Kopfe schaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachsinnen zu, ob sie nicht zu widerlegen, oder wenigstens zu entkräften wären.

Wilibald.

Nichts soll mir angenehmer seyn als wenn es dir gelungen ist. Ich hange, wie du weißt, nicht so fest an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre sie gegen bessere zu vertauschen.

Blandine.

Aufrichtig zu seyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode, deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich ist sie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich sie mir aus dem Sinne geschlagen, so kehrt mein alter Glaube wieder zurück; mir ist als habest du mir meine Zustimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört sich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und solle nicht seyn wie du sagst. Nun sinne ich von neuem auf Gründe meinen Glauben zu unterstützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um sich wirft, aber wie ein Blitz wieder verschwindet sobald ich ihn durch Worte festhalten will. Indessen finde ich das Gefühl, das sich dir entgegen stemmt, immer wieder in meinem innersten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft sie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten zu wünschen, daß sich ein Mittel finden möchte, auch meinen Verstand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geschähe, wenn wir deinen Schlüssen etwas entgegen zu stellen hätten, das dem Glauben an die

Fort=

Fortdauer der Persönlichkeit wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gäbe.

Wilibald.

Suchet so werdet ihr finden, liebe Blandine. Vielleicht, wenn wir uns recht ernstlich dazu halten, findet sich noch dieß und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes den ich bestritt. Am Ende stützten sie sich bloß auf die Voraussetzung, daß unsre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieselben Bedingungen gebunden seyn werde, von welchen sie in diesem Leben gefesselt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieser Voraussetzung? Oder wer kann sie beweisen? Daraus, z. B. daß die Verletzung oder gänzliche Zerstörung gewisser Organe unsers Körpers den Verlust des Gedächtnisses nach sich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod sie von den Fesseln des irdischen Leibes befreyt hat, seiner Vermittlung zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmahligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Eben so kann die Erfahrung, die wir so häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß eben dasselbe nothwendig Statt finden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermahligen Körper

nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Daseyn eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinn = Organs zwar nicht beweisen; aber es ist eben so wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sey.

Blandine.

Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfündig machen könnten, uns das Daseyn eines solchen Seelen=Wagens (wie ihn Plato genennt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald.

Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgeblichen Thatsachen, die in dieses Kapitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine.

Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten daß sie wahr wären?

Wilibald.

Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine.

Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen wie Doktor W**l!

Wilibald.

Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel ist, da ich sie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine.

O ich bitte dich erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald.

Es werden nahezu funfzig Jahre seyn, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben so sonderbaren als achtungswürdigen Personen bestand. Ich werde dich vielleicht ein andermahl mit der ganzen Sippschaft bekannt machen; itzt mag es, um mich nicht zu weit von unserm Gegenstande zu verlieren, genug seyn, wenn ich dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle spielt, soviel Vorläufiges sage, als mir zu besserm Verständniß des Folgenden nöthig scheint. Ich bin zwar nicht so glücklich gewesen sie von Person zu kennen, denn sie starb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältnisse kam; aber ich habe Alles, was

ich von ihr weiß, aus den reinsten Quellen. Überhaupt war sie eine der außerordentlichsten Personen ihres Geschlechts und ihrer Zeit, was mit dem Umstand, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Etwas Excentrisches in ihrer Natur, ein starkes Übergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Lesen mystischer Schriften, und eine Kette von besondern, selten zusammen treffenden, äußern Umständen vereinigten sich, eine ganz eigne Art von schöner und ehrwürdiger Schwärmerey zum Grundton ihres Karakters zu machen. Ich bezeichne die wesentlichsten Züge desselben mit zwey Worten, wenn ich dir sage, daß sie eine Geistesverwandtinn der berühmten Madame Güyon war, deren Schicksale und mystische Liebe zu Gott und dem Erzbischof von Cambrai Fenelon dir nicht unbekannt sind. Wäre sie ein Glied der katholischen Kirche gewesen, so würde sie im Geruch der Heiligkeit gestorben, und itzt vielleicht schon kanonisiert seyn.

Wie bey allen reinen Seelen dieser Klasse, war auch bey Ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumahl von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, kurz mit dem, was die Mystiker Selbstverläugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Trieb allen Nothleidenden zu helfen eine so unbeschränkte Genüge zu thun als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerley Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den

armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneyen, deren diese Menschenklasse am meisten bedarf, und, da sie alles unentgeldlich gab, rettete sie Manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte als glückliche Geburtshelferinn. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz war der Glaube an ihre beynahe wunderthätige Hand bey dem dürftigsten Theil des Landvolks eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in der strengsten Jahreszeit und bey dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette gehohlt, um einer verlaßnen und an allem Mangel leidenden Gebärerinn zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende alles dessen, was in solchen Fällen das Nöthigste ist und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt, und von den Armen beynahe angebetet wurde, war bey dem Allen seit mehrern Jahren mancherley zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht,

schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschloßnen Augen im Hause herum, verrichtete allerley Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall, oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bey einer häuslichen Arbeit sitzend, auf einmahl in eine Verzuckung gerieth, worin sie kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt, und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam, und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxysmus außerordentliche aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine.

Vermuthlich ist dieß eben die Dame, deren du gestern schon im Vorbeygehen Erwähnung thatest?

Wilibald.

Eben dieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche Anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt ziemlich gewohnt wurden, und, außer einigen

nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumahl da alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voran schicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem Wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, Sie Selbst das Allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürstlichen Stift ***** abhängiges Kloster von Benediktiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abbt, als sogenannten Pater domus, aus der Zahl seiner Konventualen mit einem Propst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtvater, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehrern Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Nahme entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet, ein Mann, der aus einer edeln Niederländischen Familie stammte, und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie eines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K. der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine ver-

traute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheil für sie machte. Kurz Pater Cajetan ward der Freund vom Hause, und, des Unterschieds der Religion ungeachtet, von allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußten, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benediktiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel warm zu erhalten, der denn auch zwischen beyden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorglichen Gedanken machten, weil sie die nehmliche Krankheit mit eben denselben Zufällen schon mehrere Mahl glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon, und sagte ihrer einzigen Tochter, die damahls siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wann sie sterben würde, ganz bestimmt vor-

aus, doch mit dem ernstlichsten Verbot, niemanden, selbst den Vater, nichts davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert, und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlinn, daß er Bedenken trug seinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorhersagung zu Folge) sterben sollte. Sie schien sich um vieles besser zu befinden, war sehr heiter, und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freyheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung, und erhielt dadurch die gelaßne Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf, und sagte mit einem ihr eignen holden Lächeln: Nun ists Zeit daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite, und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte, und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage, und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bey einer Studierlampe mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt, und an nichts weniger als an seine Freundinn denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmahl hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um, und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht, und verschwindet. Er faßt sich wieder, ist sich aufs deutlichste bewußt daß er wacht, und die Gestalt seiner mehr als dreyßig Meilen von ihm entfernten Freundinn gesehen hat; er untersucht die Pandore, und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß sich eine so sonderbare Erscheinung nicht zu erklären, kann aber doch, die ganze Nacht durch, den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß sie in eben derselben Stunde, da er die Erscheinung hatte, gestorben sey, und entdeckt ihm nun in einem zweyten Briefe was

ihm in der nehmlichen Stunde begegnet war *). — Was sagst du nun zu dieser Anekdote, Schwester?

Blandine.

Gestehe mirs aufrichtig, bist du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald.

Du mußt nicht mehr von mir verlangen als ich gewähren kann. Ich habe sie unmittelbar aus dem Munde des damahligen Fräuleins von K. Diese war, zu der Zeit da sie mir bekannt und (wie ich nicht berge) sehr interessant wurde, eine gute unverfälschte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher sie wie eine Frucht am Zweige hing, eine starke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwär-

*) Da ich, meines Wissens, in Deutschland wenigstens der einzige bin, dem diese Begebenheit aus der ersten Quelle zugeflossen, so wurde ich nicht wenig überrascht, als ich sie vor einem Paar Jahren ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taschenbuch, wiewohl sehr zusammengezogen und mit Weglassung einiger nicht überflüssiger Umstände, gedruckt zu lesen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfasser des Aufsatzes sie im Jahre 1800 in einer kleinen Gesellschaft von mir selbst erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reitz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es selbst denen, welche jenen Aufsatz gelesen haben, nicht unangenehm seyn werde, sie hier genauer und gerade so, wie sie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden.

merey geerbt, und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichterischen und mystischen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl bin ich völlig überzeugt, daß sie mir nichts als die reine Wahrheit sagen wollte, d. i. kein Wort mehr als was sie selbst für wirkliche Thatsache hielt, und, allen Umständen nach, halten mußte. Nicht weniger Ursache habe ich, an die zuverlässige Wahrhaftigkeit des wackern Benediktiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf stand, als daß seine Versicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringste gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumahl da sich schlechterdings nicht absehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über diesen Punkt hätte ziehen können. Dieß ist aber auch alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuschte sich die sterbende Frau von K. da sie ihrer Tochter sagte: sie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abschied nehmen? Täuschte sich dieser, da er plötzlich die Gestalt seiner Freundinn vor sich zu sehen glaubte? War es bloßer Zufall, daß die Stunde der Erscheinung mit derjenigen worin die Sterbende ihm erscheinen wollte, zusammentraf? Auf alle diese Fragen habe ich keine andre Antwort zu geben als den ewigen refrain der Zweifler: es ist mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine.

Ich dächte doch es ließe sich noch etwas Besseres darauf antworten. Wenn ich diesen Abend zu Louisen sagte: Morgen um fünf Uhr soll dein Vater einen

frischen Strauß von Maybblümchen auf deinem Schreibtische finden, und du fändest um diese Zeit wirklich einen solchen Strauß auf deinem Tische, wirst du glauben, er sey durch einen bloßen Zufall dahin gerathen? Ist es mit der Erscheinung der Frau von K. nicht derselbe Fall? Sie sagt, sie wolle gehen um von einem abwesenden Freund Abschied zu nehmen, und einige Augenblicke darauf erblickt dieser ihre Gestalt in seinem Zimmer, und dieß zu einer Zeit, da seine ganze Aufmerksamkeit auf eine mathematische Ausrechnung geheftet ist, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt, und kein Wort von ihrem Krankseyn weiß. Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wohl wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann. Wie hätte Pater Cajetan unter diesen Umständen sich selbst täuschen, oder getäuscht werden können? — Nimm dazu das Zerspringen der Pandore, wodurch er aufgeschreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Gestalt seiner Freundinn sichtbar war, hinzuschauen. Ein Instrument kann ja wohl aus irgend einer zufälligen Ursache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber daß dieß gerade in dem Augenblick geschah, wo die Erscheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, das scheint mir ein ziemlich handgreifliches Zeichen, daß hier ein absichtliches Verhältniß von Ursache und Wirkung Statt fand.

Wilibald.

Gut! Angenommen also, daß diese Erscheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine

wirkliche Thatsache sey, was für Folgerungen glaubst du daraus ziehen zu können?

Blandine.

Erstens: es sey also möglich, daß unsre Seele, wenigstens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demselben heraus gehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; Zweytens: daß die Erscheinung der eigensten Gestalt der Frau von K., da sie sich schwerlich auf eine andere Weise erklären läßt, für einen Beweis gelten müsse, daß Sie es Selbst gewesen sey, die ihm in dieser Gestalt erschien; Drittens: daß Sie also entweder die Gabe gehabt haben müßte, sich in aller Geschwindigkeit aus einem sichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdischen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden, oder, daß es mit dem ätherischen Körper, von welchem gestern die Rede war, seine Richtigkeit habe, und daß dieser das Vermögen besitze, nach dem Willen der Seele, in wenigen Minuten so viel gröbern Stoff aus der Luft an sich zu ziehen, als nöthig ist um sichtbar zu werden. Nun scheint mir jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu seyn als dieses; ich halte mich also an das letztere, und glaube durch diese Erscheinung der Frau von K. für die Existenz des ätherischen Seelen-Organs ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald.

So rasch geht es bey mir nicht, liebe Blandine; ich sehe in deinen Resultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So bestehen, z. B. alle unsre

gestrigen Einwürfe gegen das ätherische Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft; und es sey nun, daß du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der Geschwindigkeit angebildet haben soll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunstgebilde erklären wolltest, so bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele selbst zu dem Naturvermögen oder zu der Kunstfertigkeit gekommen seyn sollte, sich in wenigen Minuten mit einem solchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist, wie und warum die Seele der Frau von K. das sonderbare Vorrecht besessen haben sollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn daß dieß keine Eigenschaft aller menschlichen Seelen sey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweises? Bey uns andern ist die Seele, so lange bis der wirkliche Tod erfolgt, durch so starke, wiewohl unendlich feine Faden mit unserm Leibe verwebt, daß es ihr, wie stark und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein andres zu versetzen. Ich finde also das willkührliche Herausgehen der Seele unsrer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner Erlaubniß!) an die Feenmährchen der Dame d'Annoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribirini glaubtest.

Blandine.

Lachend. Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und das ist nicht sehr artig von dir. Könnte denn

nicht die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leibe so weit losgewunden haben, daß Sie, so zu sagen, nur noch an einem einzigen, freylich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem sie, gleichsam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald.

Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine.

Allerdings! Denn wenn Sie selbst ihn zerrissen hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord gewesen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald.

Daß sie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbegreifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatsache ist, und folglich, wie wahr sie auch seyn mag, keine Resultate geben kann.

Blandine.

Das ist recht ärgerlich! Ich möchte so gern was daraus schließen können.

Wilibald.

Es ließe sich ja wohl noch ein und anderes zu ihrem Behuf vorbringen: z. B. daß ein Geist, unter gewissen besondern Umständen, ohne an Raum und

Zeit

Zeit gebunden zu seyn, auf einen andern Geist wirken könne, und daß unsre Dame in dieser Weise auf das Innerste ihres Freundes gewirkt und ihre Gestalt seiner Fantasie vorgespiegelt habe.

Blandine.

Aber konnte ihr Geist auch eben so unmittelbar auf den Resonanzboden seiner Pandore wirken?

Wilibald.

So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Augustinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, sagt er irgendwo, ist da wo sie liebt.

Blandine.

Wenn dieß buchstäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir beyde, du und ich, wohl auch etwas davon wissen. In einem gewissen Sinn ist die Seele freylich nicht nur da, wo sie liebt, sondern auch da, wohin sie sich denkt. Wenn ich in Vossens Homer lese, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bey den Fäaken und in Ithaka. Aber diese Erklärungsart löset das Räthsel deiner Erscheinungsgeschichte nicht auf.

Wilibald.

Wir thun also wohl am besten, liebe Blandine, wenn wir uns unsre Unwissenheit in dämonischen Dingen aufrichtig gestehen, und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir an-

möglich wissen können, uns vernünftiger Weise eben so wenig kümmern sollte, als was der Mann im Mond (wenn einer ist und wenn er was zu essen braucht und hat) heute zu Mittag gegessen habe.

Blandine.

Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wissen wie es mit denen die wir lieben, und mit uns selbst nach dem Tode stehen werde, nur nicht so natürlich wäre.

— Wilibald.

Natürlich? Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menschen gar nicht natürlich ist an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünstelten Begierden, die uns durch die Erziehung, und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und dennoch denken wir, dieses fremden Einflusses ungeachtet, selten ernstlich und anhaltend an den Tod, und werden meistens von ihm überschlichen ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine.

Wenn wir aber an ihn denken müssen — und dazu giebt es doch genug Veranlassungen — so wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald.

Und wer in der Welt sollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein so unschul-

diges und gutes Wesen wie du? Denn ich wenigstens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unsre Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerey jemahls geglommen hatte — dem Tod entgegen sah! Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen, und schlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, ist, nach meiner Überzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu sterben, und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe, den süßen Träumereyen des Herzens und der Fantasie nachzuhängen, oder, mit Eduard Young, auf

die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen? aber von allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit geschloßnen Augen, bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine.

Mein Herz sagt mir daß du Recht hast, Bruder — und dabey soll es für immer bleiben!

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Staatl. Bibliothek Passau

la

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 37

Wien 1812

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 565-37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342426-1
VD18 15444090-001